P.o.germ.
79
udh.

P.o.germ.
79 udh

Bechstein

<36615972520017

<36615972520017 S.

Bayer. Staatsbibliothek

Arabesken

von

Ludwig Bechstein.

Druck von Georg Franz in München.

Arabesken

von

Ludwig Bechstein.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinen Freunden.

Meinen Freunden! Frohen Dranges
Ruf' ich solches in die Welt!
Freundschaft hat gar mild ein banges
Düst'res Leben mir erhellt;
Gab dem regen Streben Nahrung,
Ward zur Himmelsoffenbarung;
Hat zu mir sich lieb und huldreich
Auf dem Lebenspfad gesellt.

Freundlich reich' ich diese Spenden
Euch, Ihr Freunde, mir so lieb!
Denkt, Ihr habt mein Selbst in Händen;
Vieles lebt' ich, was ich schrieb.
Glaubt, daß Manches tief empfunden,
Daß sogar aus alten Wunden,
Gräbern meiner Lenzeshoffnung,
Mir Erinnrung Blüthen trieb.

Hat schon Eurem Blick die Fülle
Alter Bilder vorgeschwebt,
Wo sich oft aus starrer Hülle
Lächelnde Gestaltung hebt?
Seltsam ranken Arabesken
In die Räume des Grotesken,

Bunt und voll und vielgestaltig,
Und so wird das Bild belebt.

Solche bunte Fülle geben
Wollte nun auch Euch mein Herz;
Offenbarend inn'res Leben,
Offenbarend Ernst und Scherz.
In des Lebens wirrem Traume
Tummeln sich im engen Raume
Tausend Kräfte durcheinander,
Freude schaffend, oder Schmerz.

Suche Jeder nach Belieben
Was am liebsten ihm — heraus,
Ist's für Alle doch geschrieben,
Reich' ich Allen doch den Straus.
Blumen, Blätter, Früchte, Ranken,
Bilder, Sprüche, Scherz, Gedanken,
Einen Stoff zum ernsten Denken,
Eine Lehre für das Haus.

Jungfrau'n, wenn sie Kränze winden,
Suchen Blumen, und nicht Gold;
Wären Blumen hier zu finden,
Pflückt sie freundlich, bleibt mir hold!
Wird Euch meine Gabe freuen,
Wird sie nicht den Geber reuen,
Und er nimmt in Euerm Beifall
Sich den schönsten Ehrensold.

I.

Die Elemente.

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Schiller.

Liebend umarmen sich die Kräfte des schaffenden Lebens; wunderbar und geheimnißvoll thront in der Tiefe die Urmutter, und sieht der Einigung ihrer Erstgebornen zu, die nun weiter zeugen in Prometheusgestaltung die starren Formen und die sanften Bildungen, die Blüthen der Finsterniß in Krystallen und Metallbäumen, die Blüthen des Lichts in organischen Blättern und Blumen.

Heiliges Werde der Allmacht! Du tönest herüber von Jahrtausenden auf Jahrtausende. Ein ewiges Echo rollst Du an Sonnen und Monden vorbei, und kannst nie verhallen. Du bist das Wort, das lebendige, unaussprechliche Wort,

das Geister nur ahnen; das Wort, von dem des Ostens Mythen reden, daß es Menschen auf feurigen Seraphschwingen zum Himmel trage, sprächen sie es aus. Aber das vermag Keiner.

Jene unaussprechliche Liebe, die sich schaffend offenbaret, die das Weltall durchströmt, ein heiliger Lebensstrom, in dem sich baden die Geister des Lichtes, und selig auf- und niedertauchen in seinen tönenden Wellen, — jene Liebe glüht noch fort. Liebend umfassen sich die Elemente, und wollen nimmer von einander lassen.

Einst träumten von entzweiten Elementen die Menschen, träumen es vielleicht noch, aber das ist nur ein Irrthum, ein Wahn. Was Streit scheint, ist nur glühendes Verlangen, ungebändigter Ausbruch der allgewaltigen Kraft, sich zu einen mit den Schwesterelementen. So streift der Löwe mit entflammter Gier donnerbrüllend durch die Wüste — er sucht die Löwin.

Jene Sonderung des Urstoffes, der Elementarkraft in Luft und Feuer, in Wasser und Erde ist gewiß so alt, wie die Menschheit, aber wie ewig fortstrebt die Kraft der Natur, immer schwanger mit neuen Frühlingen, ausblühend in zauberischer und wundervoller Gestaltung, so strebt

auch ewig fort der Geist des Menschen, immer befruchtet vom Lichtstrahl des Göttlichen, ausblühend in des Wissens Formen, und in neuen, nie geahneten Gebilden.

Solches Wissen hat jene Elemente geschieden, gebrochen und zerlegt, wie das Prisma den Lichtstrahl, aber nicht siebenfach, hundertfach wohl, und hat mit neuen Namen bezeichnet den alten Urstoff. Aber darum ist es keine Sünde gegen das neue Wissen, noch zu reden von den alten Elementen; sind diese doch die sichtbaren Leiber jener feinen, unwägbaren, untheilbaren Stoffe, die keine Menschenhand noch weiter zu läutern, zu bestimmen, zu erklären und zu scheiden vermag.

Und so mag es vergönnt seyn zu sprechen von den vier Gewalten, die groß und herrlich, prachtvoll und schrecklich, neben einander wallen, wie vier mächtige Ströme, ineinander fließen, wie verbrüderte Geister, sich durchdringen, wie Licht sich mit Farbe innig vermählt, und dann wieder gesondert herrschen, jedes in seinem Reich, ein uralter strenger König.

Wasser, Du trägst den Typus der Jugend, des Lenzes! Ein Wassertropfen ist das Bild der Welt; beide sind Kugeln, und die Kugelgestalt

ist das Vollkommenste. Wie lieblich schimmert der Thau in den Blumen des Frühlings; es ist, als haben Engel Freudenthränen geweint, darüber, daß die Schöpfung so schön ist. Thau und Thränen, beides Tropfen, schnell vergänglich; darum mögen sie verglichen werden dem Leben, das so oft nur Thränen bringt, und so schnell dahinrollt, wie die Thräne über die Wange, wie der Thautropfe über die Blätter, auf den Schoos der Erde, die ihn aufsaugt. Aber die Sonne küßt auch mit warmem Strahl den Thau von den Blumen, er schwindet dahin. So ist auch manchem Leben eine Sonne gezeigt, in deren Strahl es schmachtend verglüht und sich verzehrt.

Die Quelle ist ein Kind, das mit Blumen spielt, und gern laut wird. Dem Mutterschooß der Erde enteilt sie, auch sie strebt zum Licht empor. Da unten in der Tiefe gefiel es ihr nicht, sie wollte hinauf an die fröhliche Tageshelle, und da zieht sie nun jugendlich hinaus in die bunte blühende Welt. Einst, nach langer Wanderung, kehrt sie wieder in den Erdenschoos, dann wird sie wieder zum Kinde, wie hohes Alter, sie aber ist nicht mehr dieselbe; sie verjüngt sich in der

Tiefe, wie die Raupe im dunkeln Puppensarge, und wird auf's Neue geboren.

Wasser, du bist das Element des Lebens, du bist zahlloser Wesen Mutter. Nicht in Luft, nicht im Feuer, nicht in der Erde lebt in so kleinem Raum eine so lebendige Welt.

In einem Tropfen wimmeln Millionen, wenn der organische Stoff sich zerfallend lòst in dem Flüssigen, und der Wärme belebende Kraft an das Todte tritt, daß es wieder verwandelt aufersteht als getrenntes, bewegtes Leben.

Aus dem Flüssigen sonderte einst sich das Feste, und vielleicht warf eine brausende Meereswoge den ersten Menschen an die rauhe Küste, und der nackte Sohn der Fluth ward gehärtet von den Elementen, die ihn umtobten und umstürmten. Jene schöne Mythen von Eden, entsprungen dem Quell des heiligen Osten, gehören vielleicht in eine Jahrtausende spätere Zeit.

Dem Wasser entspricht die grüne Farbe, grün erscheint der Ozean. Grün ist auch die Farbe der Hoffnung — vielleicht, weil Hoffnung so oft zu Wasser wird.

Ja, Wasser, Du bist des Lenzes Bild. Welch' ein Rauschen und Schwellen, welches Ergießen

von Lebensströmen durch alle Schöpfung! Die Erde thut ihren Schooß auf, und die Quellen sprudeln hervor, und der Himmel umschleiert die Welt mit seinen Dünsten, und der Aether senkt sich befruchtend herab auf das Land, das liegt noch schlummernd da, und empfängt in süßer Verzückung, und dann bringen die selig befruchteten Gefilde ihre Erstgebornen in tausend Millionen Keimen und Halmen und Knospen und Blumensternen an das Licht, und in die Bäume tritt der Balsam neuer Kraft, die Essenz der Verjüngung, die der Menschen Thorheit in alchimistischen Laboratorien erklügeln wollte, während die Natur sie in ihrer stillgeheimen Werkstätte alljährig neu bereitet; aber wie mannigfaltig! Koste den Saft der Weide, er wird Deiner Zunge nicht munden, während der Saft der Birke honigsüß ist, und es ist doch eine Kraft in beiden, die den Baum blühen macht, und Blätter treiben, Sprossen, Aeste und Zweige.

Wasser, du bist ein freundliches Element, wenn du als Thau im Blumenkelche lächelst, und Farben schillerst, wenn du als Quelle murmelst und Blumen küssest, wenn du als Bach von Felsen zu Felsen hüpfst, wie ein fröhliches Kind, das

seine Kraft prüft. Du bist ein sanftes Element, wenn du den Durstigen labst, den Ermatteten stärkst, der sich deiner Umarmung im kühlenden, stärkenden Bade freut, und hat dich der Erde Schooß geschwängert mit der wunderbaren Kraft der Metalle und Salze, sprudelst du heiß heraus, noch erglühend von der Umarmung des Feuerkönigs, hat sein sulphurischer Hauch dich durchglüht und sein flammendes Leben, o, dann gibst du auch das Empfangene wieder zurück an die armen leidenden Menschen, die sich dir vertrauen, gibst Genesung den Kranken, gibst ihnen Lust und Frohsinn und Lebensheiterkeit wieder. Aber du bist auch ein zürnender Gott, wenn du überquillst in der Fülle deiner Kraft, wenn die Brunnen der Erde sich aufthun, die Schleusen des Himmels sich öffnen, wenn die Dämme brechen und das Verderben einbricht, und die Fluthen das Leben begraben. Oder wenn der Geist des Ozeans sichtbar einherfährt über die Wogen, eine himmelhohe brausende wirbelnde Wassersäule, die in ihrer Kraft alles vernichtet, was ihren Kreisen naht, ja, dann bist Du furchtbar und schrecklich, und der Mensch verzagt vor Dir in seiner Ohnmacht und Kleinheit. Wolkenbruch und Wasserhose,

welcher Sturm! Frühlingsregen und Murmelquelle, welcher Friede! Und beides eines Elementes sichtbare Thätigkeit. Und in allen Elementen welche Sehnsucht, welches Verlangen nach Vereinung, und welche Vereinung! Durstig öffnet das Erdelement den Mund, einsaugend das Flüssige, um es wieder auszuströmen und auszublühen. Und nach der Luft sehnt sich das Wasser, leicht als Wolke von ihr getragen, umschifft es die Welt. Und hoch oben, wo Wasser und Luft sich vermählen, wird geboren aus ihrer Umarmung der schnelle Blitz, die Feuerschlange des Aethers. Da scheinen die Elemente wohl zu kämpfen, aber es nicht so, sie halten nur eine lustige Hochzeit und freuen sich der Blitze, ihrer schönen, geflügelten Kinder, und des Donners, der ihnen Musik macht. Aber nicht den verderblichen Sohn allein zeugen die Urkräfte, wenn sie da droben Hymenäen feiern, aus Luft und Wolke und dem Strahl des Lichtes geht hervor eine weibliche sanfte Aethergestalt, die schimmernde Iris. Die trägt ein Herz voll Liebe, und mit Liebe umarmt sie den Erdkreis.

Und Du, Feuer, mächtiger Proteus, glühender Odem der Allmacht, Du unbegreifliche

Gewalt, was soll ich sagen von Dir, und wo beginnen von Dir? Tausend Fragen möchte ich richten an Dich, aber mir wird nicht Antwort werden. Bist Du gewesen, ehe Erden und Sonnen hervorgingen aus dem uralten Chaos, in dessen gestaltlose Massen der Allschöpfer sein W e r d e donnerte? Standest Du nicht, Flammenseraph, an seinem Thron, seiner Diener Erster, oder warst Du selbst der Thron, oder bist Du im Uranfang Gott und Welt zugleich gewesen, und wurdest Du zu keck im Gefühl Deiner Kraft, und lehntest Dich auf gegen den Weltgeist, daß er Dich nun hinabstieß auf die dunkeln Welten, und Dich zu einem Knecht niederer Geister machte? Wer vermag auszusprechen das Unaussprechliche! Ist doch alles Streben ein heißes, glühendes, wenn es ein rechtes Streben ist, und ist doch meist die flammende Lust eine verbotene. Warum lassen die alten Mythen den Verderber über das Feuer herrschen, und sein Reich ein Flammenreich seyn? Weil Du der mächtigste Dämon bist, und der unbegreiflichste, und der uranfänglichste. Du schöner herrlicher König! Jüngling voll Manneskraft, angethan mit dem Purpurmantel und eine Krone auf dem Haupt von Kometensternen, brennenden

Welten — wie umfassend, belebend, erfreuend, wie schrecklich groß und erhaben fürchterlich ist Deine Macht!

Wo des Feuers Thron ist? Ob droben auf den Sonnengloben, die dahinrollen in ihren glanzhellen Strahlenkleidern durch den unermeßlichen Ozean des Weltenraumes, oder im Aether, wo der Blitz sich losringt aus dem hallenden Schoos des Gewölks, oder im Mittelpunkt des Erdballs, von wo die belebende Wärme kommt, die heißen Quellen und die erstickenden Dünste sich losringen? — Oder wo die Waldbrände lodern, entzündet am geheimen Feuer der Tiefe, und die Naphthaquellen über den Lagern qualmenden Erdpeches, und die himmelstürmenden Ausbrüche der Vulkane mit den todbringenden Lavaströmen sich Bahn brechen? Keiner weiß es recht.

Dem Feuer entspricht die rothe Farbe, roth ist auch die Liebe, darum soll Liebe feurig seyn, denn sie ist Blüthe der Kraft und des Jugendfeuers, wo das Herz sich noch entzündet an Hoffnungen, wie der Blitz in der Wolke, und gern an die Altäre tritt, auf denen jene Lebensflammen lodern, über denen jene Sonne glüht, die das Weltall mit allsegnenden Strahlen küßt, umarmt und be-

fruchtet. Denn die Liebe ist die Sonne des Lebenstages, sie schmückt, erheitert, erwärmt ihn, und lockt an das Licht seine schönsten Blüthen, und die Liebe ist die Fackel der Lebensnacht, Nacht aber ist das Leid, und der Tag ist Freude, aber auch die Nacht des Leids erhellt die Liebe, und ebnet den Pfad, und bringt ruhigen Schlaf, auch schöne Träume, Träume von Hoffnungen. Hoffnung war analog dem Wasser, Liebe ist analog dem Feuer, selbst die ewige Liebe Gottes ist eine durch die Welt ergossene, beseligende Flamme.

Selig das Herz, das sich badet in reinen Flammen, das nicht verbrennt und verkohlt im Lavastrom der niedern Leidenschaft; das nur in der geläuterten Naphtha einer edlen Liebe sich berauscht und begeistert. Habt ihr je die alte Mythe vom Vogel Phönix recht verstanden? Wer seinen irdischen Sinn zu tödten vermag, und rein und geläutert hervorgeht aus der verzehrenden Gluth, der, nur der blüht fort in ewiger geistiger Jugend, geistiger Schöne, er schwebt, von Ambradüften getragen, in das Enherium einer seligen Freiheit. —

Das Feuer ist gar ein verschwiegenes Element, das Geheimnisse treuer bewahrt, als irgend eine

Menschenbrust. Immer hinein mit dem, was vor der Welt verborgen bleiben soll, es zehrt freudig auf, was Du ihm darreichst.

Feuer, Du bist der Sommer; heiß, glühend, reifend, zeitigend. Du bist der Sternenlöwe, der nach der Sonne züngelt, wenn sie ihm nahe kommt, und nun ringt sie mit ihm in entflammter Gluth, darum wird es so heiß auf der Erde.

Auch Du, Feuer, bist ein sanftes, schönes, freundliches Element; sey es, daß Du als treuer häuslicher Diener gehorsam leuchtest dem nächtlichen Fleiß aus der stillen Lampe, der geheimen verschwiegenen Liebe, oder auch in Prachtlüstern Dich in Spiegelwänden wiedersiehst, wo Du leuchtest der Lust, sey es, daß Du über umflorten Kandelabern an Katafalken brennst, wo Du leuchtest der Trauer, sey es, daß Du als traulich gemüthliches Ofenfeuer wärmst, als Herdfeuer nützest, sey es, daß Du ergötzest in der Kunst des Pyrotechnikers, denn auf alle diese, und noch mannichfaltigere Weise mußt Du dem Menschen dienen; dann ist aber immer gebunden Deine Kraft, aber — „wehe, wenn sie losgelassen!" —

Auch das Feuer strebt, sich zu einen mit den befreundeten Elementen. Wenn es sich aufschwingt

in die luftigen Aetherräume, siehe, da gestaltet es sich zu einem wunderbaren Meteor, das da glänzt und zittert, wie bewegte Wellen, und zischt und rauscht, und in farbigen prächtigen Strahlen aufglüht, die sich zu einer Kronenglorie bilden. Das ist der Luft und des Feuers schöner Sohn, der Polarkönig, unbegreiflich und unergründlich. Oft schon haben die Menschen mit dem Arm des Wissens hinaufzureichen versucht in die Glanzräume, sie hätten gern dem freien strahlenden Element die Krone genommen, und sie in einem Destillirofen übergetrieben, oder die flüssigen Farbenwellen unter das Mikroskop gebracht, aber jene hohen Gewalten verlachen den armen kläglichen Menschenwitz.

Doch nicht den kalten lichtschimmernden nachtgebornen Sohn allein zeugen Feuer und Luft, wenn sie sich liebend durchdringen, Töchter auch, holde, rosige, liebliche Töchter. Das Feuer fliegt als Strahlenbote vor der Sonne her, da entzündet sich die Luft in Liebe, und umfängt erröthend den flammenden Bräutigam, und die Morgenröthe erblüht aus ihrer Umarmung. Und das Feuer zieht der Sonne nach, aber es weilt noch bei der geliebten Luft, die Wolken brennen von den Ab=

schiedsküssen, und Luft und Feuer umfangen sich so liebeglühend, daß der ganze Himmel ihre Gluthen wiederstrahlt, und das nennen die Sterblichen Abendröthe.

Und wie lieb das Feuer die Erde hat, das ist nicht zu sagen. Es begiebt sich in ihre Knechtschaft; es steigt vom Himmel nieder, und wird irdisch, wie ein Gott, der Mensch wird. Die Strahlen verlassen die Sonne, und fliegen der Erde zu, die sie umarmen, umfließen, durchdringen, erleuchten und wärmen. Die Blitze kommen alle herab aus der Luft, und wollen sich mit der Erde verbinden; das sind aber gar heftige stürmische Liebhaber, feurig heiß, aber schnell verlodernd, die Strahlen der Sonne sind sanfter und bescheidner, ihre Liebe ist treu und innig dauernd. Sie verbinden sich mit dem Flüssigen, sie kochen das Wasser in den Tiefen, daß es als Heilquelle ausströmt; sie schleichen sich mit dem Saft in die Frucht der Rebe, und geben dieser die geistige Zauberkraft, das Lebensgefühl zu erhöhen und zu steigern. Doch gar geheimnißvoll ist die Vereinigung.

Wenn aber das Feuer in seiner Knechtesgestalt ein Diener der Erde geworden, dann will es

auch Nahrung von der Gebieterin, und so sättigt es sich am irdischen Stoff. Und was das Wunderbargeheimnißvollste ist, es birgt sich selbst in dem Stoff, den es zuvor verzehrte, in die Kohle, und es schlummert gebunden im Schwefel, wie im salpetersauren Kali, um wieder, wenn diese drei Stoffe die Kunst des Menschen vereint, durch einen Funken geweckt, als der feurige schreckliche, zerstörende Riese aufzuflammen und aufzudonnern, als welcher es, ein Blitzstrahl, heruntergekommen ist.

Auch mit dem Wasser eint sich das Feuer, aber weil es die Erde lieber hat, und vom Wasser nicht genährt wird, giebt es ihm auch nur seine negative Potenz, das Licht. Daraus entspringt eine wundersame Vereinigung, denn es geben noch Luft und Erde ein Weniges dazu, und so entstehen jene feurigscheinenden Lufterscheinungen, Irrlichter und fallenden Sterne, deren Wesenheit zwar erforscht ist, ob aber ganz durchforscht und ergriffen? — —

Luft, Lebenshauch der Allmutter Natur, feinster Elementargeist, unsichtbare ätherische Sylphide, Du bist der Weltseele würdigstes Bild. Allumfließend, alldurchdringend, allumfassend bist

Du, wie sie. Ob Du vom Anfang an gewesen, oder ohne Anfang? Ob Du so alt, wie Gott, das heißt, ob Du ewig bist, gleich ihm, wer sagt mir Antwort?

Unermeßlicher, ewiger Aether, Raum, in dem die Sonnen schwimmen mit ihren Wandelsternen, Dich begreife ich mit, wenn ich von Luft rede; nicht die irdische Luft, mit dem Ausfluß unreiner Dünste angefüllt, allein.

Luft, Du bist der Elemente reinstes, geläutertstes. In Dir einen sich zwei Wesenheiten, der schnellbelebende aufregende feurige Sauerstoff und der schnelltödtende erstickende irdische Stickstoff, und bilden, indem dieser sich im ersten vergeistigt, und jener in diesem seine Gewalt mäßigt, die erste Nahrung des Lebens. Ohne Luft ist organisches Leben nicht denkbar, Du bist die erste Amme alles Erschaffenen, sie athmen — und sind.

Die Seelen können nur Luft seyn, Aetherstoff, von Gott geboren. Der Aether ist die allgebärende Kraft, Gott die allzeugende, und Sonnensysteme entrollen in Sphärendonnerjubel ihren Umarmungen.

Aether, Deine Farbe ist **blau**, blau ist auch die Farbe der Treue. Darum aber ist sie Farbe der Treue, weil Du ewig bist, und Deine Farbe so unwandelbar beständig. Wasser, Feuer, Luft, sie umschweben, umfassen und tragen liebevoll das Erdelement, sie geben ihm Nahrung, Licht, Wärme, sie sind für ihn segensreiche Dämonen. Hoffnung, Liebe, Treue, sie umstrahlen, ewigen Lebenssternen gleich, das Menschenherz, sie tragen es liebend durch die Stürme der Zeit, sie sind für ihn zaubermächtige, wunderthätige Genien.

Luft, Du bist rein und kalt in den Aetherregionen, Du bist ein ururalter starrer Elementargreis, Du bist der **Winter** der Weltkräfte. Hoch oben in Deinen hellen Wohnungen erstarrt das Leben, weil Du dich dort gesondert hältst in ewiger Einsamkeit, nicht das Wasser, das so sehnsüchtig in Wolken und Nebeln zu Dir emporstrebt, nicht die Wärme, lässest Du zu Dir. Dein Hauch ist Tod für das irdische Leben, und die Berge der Erde, die so kühn waren, hinaufzuwachsen in Dein Königreich, die büßen nun Jahrtausende dafür. Du ziehst über ihre Häupter die dichten weißen Schleier von Eis und Schnee, und sie

sehen nun nicht, wie schön die Erde sich schmückt, wenn der Lenz, ihr holder Bräutigam, naht.

Du bist mild, Luft, wenn Du, wie der Odem eines blühenden Mägdleins, durch Blumenbäume säuselst, wenn Du über Aeolsharfensaiten wehst, und die süßen schlummernden Klänge aufweckst; wenn Du mit den kleinen Wellen spielst und in Halmen flüsterst, wenn Du warme Grüße des Südens uns zuführst, und Frühlingsahnungen, Frühlingsgefühle weckst. Du bist ein Element voll erhabener Kraft, wenn Du über die Bergeswipfel wehst, die Wolken jagst, die Schiffe treibst, o wie freudiges Gefühl ergreift nicht den Wanderer, wenn er dahinzieht über den Riesenrücken der Gebirge, und die freie Gottesluft ihn umbraus't, als wolle sie ihn heben und höher tragen! Aber Du bist auch schrecklich in Deinem Zorn, wenn Deine entfesselte Kraft losbricht aus dem Kerker in nächtlichem Gewölk, wenn sie hervortobt aus der Gebirge Schluchten, wenn sie Wälder stürzt, und die Wohnstätten der Menschen zertrümmert. Da ist es, als gehe die Luft einen Vernichtungsbund ein mit den drei andern Naturkönigen, als rase sie in wilder Glutbegier nach einer Vereinung, vor der die Festen beben und die Berge sinken. In

die Flamme stürzt sie, mit der Flamme ringt sie und umarmt sie inbrünstig, und strebt mit ihr himmelan in lodernder, brausender, sprühender Lohe. Oder sie wirft sich auf den ruhigen schlummernden Ozean, heult ihn auf aus seinem Schlafe mit einer entsetzlichen Stimme, vor der alles Leben ergraußt, faßt ihn, schüttelt ihn, wirft die Wogen bergehoch empor, wühlt sich ein in sein Bette; die Wogen brausen, schäumen, donnern, und eine Welt scheint untergehen zu wollen in dem Spiel der riesengewaltigen Elemente, bis beide ermatten, und der alte Ozean wieder einschläft, und sie mit ihm schlummert, sanft, ruhig, und ihr Bild betrachtet, das aus seiner krystallenen Spiegeltiefe so fromm und azurblau heraufleuchtet.

Wenn sie aber mit der Erde ihr Kampfspiel beginnt, dann vollends zittert der Boden, und die Menschheit verzagt. In den Eingeweiden des Planeten wühlt sie, und die Berge brechen, oder sie raset darüber hin als wirbelnde zerstörende Windsbraut, und reißt mit fort in ihrem Kreiseln, was sie nur erfaßt. —

Du aber E r d e, Wesenmutter, Element der Ruhe, der Stille, des Friedens, und doch voll

ewiger, unendlicher und schöner Thätigkeit, wie groß, wie wunderbar, wie geheimnißvoll bist auch Du. Hervorgegangen aus dem alten verworrenen Weltstoff warst Du einst der Elemente Kind, jetzt aber hast Du schon lange die jungfräulichen Paradiesesblüthenkränze abgelegt und bist zur Mutter geworden, zur sorgenden, liebenden, schaffenden Mutter. Du bist Lebengeberin und Freudenspenderin, Deine Kinder trägst Du hervor an die warmen Sonnenstrahlen, daß sie wachsen und gedeihen, und wenn ihre Blüthenzeit vorüber ist, dann bringen sie Frucht, und die Frucht fällt wieder in Deinen Schoos, und Du deckst sie kühl und schattig.

Erde, Du bist der reiche Herbst, so voll mannichfaltiger Gaben, so schwellend wie die goldnen Trauben, so glühend, wie die Früchte des Südens. Ja, Du selbst bist eine Frucht am Weltbaum. Vormals, wie Du noch blühtest, warst Du vielleicht ein jugendlich umirrender feurigstrahlender Komet; aber nun ist die excentrische Kraft beruhigt, nun wandelst Du sittsam Deinen Gang um die Urmutter Sonne, die mit ewigwarmem Liebesblick auf ihre Söhne und Töchter sieht, und auf ihre Enkel, die bleichen Monde.

Du hast eine dunkle Farbe, Erde, weil Du das Grab bist, in welches das Leben hinabsteigt, wenn es abgestorben ist, und dann Tod heißt; aber ein schönes Kleid hast Du, und mit dem Frühlingsgrün überhüllst Du die frühen Gräber. Hoffnung heißt Dein Kleid, wie der Himmel in die Farbe der Treue sich kleidet. Zwischen dem Grün der Erde und dem Blau des Himmels flammt die Morgenröthe in die Welt, und die Sonne der Liebe gießt ihre Strahlen in das Universum.

Wie die Erde sich liebend hingiebt den verbrüderten Elementen, wie sie geheime Flammen nährt, selbst durchdrungen von ewig zeugendem Urstoff! Wer sollte meinen, daß die Trauben, daß die Früchte des Feldes, beides Kinder des Erdelements, ein Feuer in sich hielten, das durch Wasser erst in das Leben gelockt wird? Nur der Kunst war es vorbehalten, diese Flammen zu entdecken, aber darum sind sie nicht minder wundersam; schläft doch auch in den Kieseln des Feuers gewaltiges Element. Welch' ein geheimer, wunderbarer Geist ist der Weingeist, der als ein Flüssiges sichtbar wird aus dem irdischen Stoff; entzündet, als ein feuriges, in blauen züngelnden Flammen glüht,

und als ein luftiges verdunstet, daß keine Spur von ihm zurückbleibt.

Welches Durchdringen, welches Einathmen, welches Ausströmen, welches Schaffen! O selig wer in Deine Tiefen blickt, Natur! aber wie Wenigen ist es vergönnt, zu schauen mit klarem Aug' und reinem unbefangenen Sinn die Ueberfülle Deiner Wunder! Diese zarte Sympathie, das Ineinanderfließen, Durchdringen, Umfangen der Elementarkräfte, wer vermag es zu fassen?

Alle diese Herrscher und elementarischen Gewalten, sie haben über sich einen Meister, einen Gebieter, einen König, dem sie dienstbar sind.

Das ist der Geist, der waltet und schafft
Voll Liebe, wie voll Majestät,
Voll Herrlichkeit und Gotteskraft,
In tausend Wundern früh und spät.
Der zu Dir spricht aus jeder Blume,
Der sanft in Düften und Tönen weht,
Und hoch in seinem Heiligthume
Auf finstern Donnerwolken geht.

Und ach! so Viele kennen ihn nicht;
Die seiner Weisheit strahlendes Licht,
Die seiner Liebe säuselndes Wehen,

Wie seiner Allmacht Donnergang,
Nicht froh bewundern, nicht verstehen,
Und bleiben blind ihr Leben lang. —

Es ist ein grübelndes Geschlecht,
Sie fassen Alles, nur nicht recht.
Sie möchten Alles ergründen gern,
Des Himmels Bau, des Erdballs Kern,
Und bleiben ewig vom Ziele fern.

Kaum rührt ein Meister an das salomonische Siegel
Der siebenfach verschloß'nen Pforten,
Mit der Beschwörung kräftigen Worten,
Da springen die diamantnen Riegel,
Und des Erdgeists ungeheure Gestalt,
In Wolken gehüllt, von Blitzen umwallt,
Zeigt sich, o Glück,
Dem sehnenden Blick.
Unermeßlichkeit
Oeffnet sich weit.
Schaffendes Leben,
Feuriges Streben,
Stürmisches Ringen,
Ewiger Streit,
Und der Vereinung
Wundererscheinung.

Eine neue Welt thut sich auf,
Und in ihrem weiten Gebiet

Sind Wege gebahnet,
Die der rüstige Forscher nicht sieht,
Die der sinnende Weise nicht ahnet. —

Hoch hinauf,
Nach des Erdballs höckriger Fläche
Sprudeln die Bäche,
Flammen brechen aus donnernden Räumen,
Und es tönt von krystallnen Bäumen
Wunderbar,
Lieblich, klar,
Süßer Harmonieen Fülle;
Und ein Bild in dämmernder Hülle
Steht auf diamant'nem Altar.
Und der Geist, voll göttlicher Milde,
Führt den Meister hin zu dem Bilde;
Dieser sinkt anbetend hin,
In Flammen stirbt sein ird'scher Sinn.
'S ist nur sein Geist, der fühlt und schaut
Wie weisheitsvoll die Welt gebaut.
Wie Jedes harmonisch ist gefügt,
Und Theil an Theil sich zum Ganzen schmiegt.
Er hört im Gewitterbrausen der Lüfte,
Im Wogendonner der schäumenden Meere,
Im Flackern der Flammen, im Heulen der Grüfte,
Verkündigen des Ewigen Ehre.
Er hört des Weltgeists heilige Feier,
Er sieht — die Isis ohne Schleier.

Und der Selige, trunken von Glück,
Kehrt er zurück.
Und jubelt laut,
Und muß verkünden
Was er geschaut
Tief in den unergründlichen Gründen.

Da kommen auch gar täppische Knaben;
Wollen auch ein Bischen Naturfeuer haben,
Klettern umher am Felsgestein,
Kriechen in Höhlen aus und ein;
Brauen und kochen,
Klopfen und pochen
Thörichten Strebens,
Klopfen vergebens,
Brechen drüber fast Hals und Bein.
Der Meister aber schweigt,
Wenn sich dies Völklein zeigt,
Und läßt sie schwatzen, und läßt sie klügeln;
Er schwebt empor auf Adlerflügeln,
Und sieht in himmelseliger Ruh
Dem Walten der schaffenden Allmacht zu.

II.

Aphorismen und Betrachtungen

über

ein Dutzend kleine Wörtlein.

Zwölf Wörtlein nenn' ich Euch, inhaltschwer,
Sie gehen vom Munde zu Munde,
Und keiner der Sprecher beachtet sie sehr,
Doch sie sind mit dem Leben im Bunde.
Oft haben sie Freuden gebracht und geraubt,
Ob der Mensch auch an ihre Macht nicht geglaubt.

Bald. Du tröstendes Wörtlein, Du Hoffnungsstrahl einer nahen Freudensonne! Bist Du vielleicht der holde Nachklang eines schönen Namens aus früher, früher Zeit? Baldur ist's wohl, der gute, sanfte, liebevolle Lichtgott, der Sohn Odins und der himmlischen Frigga, von welchen Du abstammst! Bald! so jubelt der Glückliche, soll ich die Geliebte wiedersehen. Bald ihren freundlichen Kuß empfangen! — Bald lächelt mit leisem Erröthen die Jungfrau

in heimlicher Kammer; bald ziert die grüne Myrte mein Lockenhaar. Bald! jauchzt der Wanderer: soll ich nun wiedersehen die geliebte Heimath, und die theuere Geliebte, und er verdoppelt die eilenden Schritte.

Bald, beruhigt sich der Kranke: bald werde ich genesen, bald das Schmerzenlager verlassen, und die freundliche Hoffnung giebt ihm sanften Schlaf, und friedliche Träume. Und bald, seufzt der müde Erdenwaller: bald ist's vollbracht, schon dämmert über dem Wolkenflor der Schmerzen die Aurora des ewigen Lebenstages! Bald öffnen sich den Gebeugten, in den Staub Getretenen, die Arme der Liebe, und heben ihn sanft empor an das Vaterherz. O du tröstendes, freundliches Bald, sey dreimal gesegnet!

Einst. Sehet da, eine Janusbildsäule, die in dem Friedenstempel steht, und mit dem alten grämlichen Greisengesicht in eine trübe Vergangenheit blickt, während das jugendliche Antlitz hoffend und gläubig der Morgenröthe der Zukunft entgegenlacht, und zu sagen scheint: Einst wird es besser seyn! Oft aber ist es auch umgekehrt, das Jünglingsgesicht blickt einer untergehenden

Frühlingssonne und den Freuden der Vergangenheit nach, und schwelgt in dem Einst schöner Erinnerungen, während der Zukunft, die der Gegenwart immer näher schreitet, nur ein Gesicht zugekehrt ist, das den Typus des Lebenswinters schon unverkennbar an sich trägt, und die Luft scheint von dem bleichen Mund den Seufzer fortzutragen: Einst war es anders, und — besser!

Aber. Ein ungeschlachter Schlagbaum vor dem Thore der Erwartung; ein harter Eck- und Schreckstein, an den wir uns stoßen, wenn wir ihm vorbeieilen; ein ungestümer lahmer Bettler, der hinter uns hereilt auf der Heerstraße des Lebens, und uns aufhält, und mit der Krücke nachdroht, wenn wir ihn nicht anhörten. Das Aber ist der sengende Sonnenstrahl, der das Wachs der Ikarusflügel schmilzt, mit welchen wir uns zum Himmel der Wünsche emporschwangen; es ist die Schlingpflanze, die unsre Schritte hemmt in dem Lustwald der Freude. Oft ist es ein freundlicher Warner, oft ein schadenfroher Dämon, der die Quelle des Frohsinns trübt, indem er den Sand aufrührt.

Sagt nicht schon das Sprichwort: Ein jedes Ding hat sein Häckchen? Das Aber, das ist das Häckchen und der Hacken, an dem die Hoffnungen hängen bleiben, und zappeln, und nicht wieder los können. A. heirathete so gerne, zärtlich liebt er ein edles, gutes, gebildetes und schönes Mädchen, aber — sie ist arm, sehr arm — aber seine Verwandten geben es nicht zu — aber er muß eine häßliche Nabobstochter heimführen, und das Aber bricht zwei für einander geschaffene Herzen. B. hat eine reiche Frau genommen, hat, nach dem Sprachgebrauch, sein Glück gemacht, aber sie ist ein Satan in Weibsgestalt, und knöchelt ihn weidlich. C. — doch wozu Beispiele? jeder Tag, jede Stunde, jedes Leben biettet sie dar zu Tausenden; da ist keine Würde, da ist keine Bürde, kein Land und kein Stand, nicht Laster, nicht Tugend, nicht Alter, nicht Jugend, da ist nichts auf der Welt, ich wette, das nicht ein fatales Aber hätte.

Ja. Wie klein ist diese Wortsilbe, und wie groß, wie unendlich groß und vielumfassend in ihrer Bedeutung! Der Vokal J., in gleichem Werth mit dem A., wird zum Consonans, und

beherrscht den Selbstlauter, das ist alles, und da habt ihr die Ehe, wenn das verhängnißvolle Ja am Altar gesprochen ist. Himmel und Hölle, Tod und Leben liegt in dem Wort. Wen hat nicht schon ein Ja beglückt, das Ja der Erhörung, und ihn in einen Himmel voll Seligkeit erhoben? — Wen hat nicht schon ein Ja vernichtet, mit kalter Eisenhand ihm an das warme Herz gegriffen, und ihn aus seinem Himmel gestoßen? Gingst Du, Jüngling, im Mondschein mit der trauten Geliebten, hieltest wohl Deinen Arm geschlungen um ihren schlanken Leib, hieltest ihre weiche Hand in Deiner Linken, und drücktest Du sie an das klopfende Herz, und neigtest Deine Wangen an ihre glühende, und fragtest schüchtern: bist Du — oder sind Sie — mir gut? Und senkte sie, noch mehr erglühend, die seidnen Wimpern, und fühltest Du einen leisen Druck der Hand, und lispelte sie verschämt: Ja! Ich bin Dir gut! — o dann sey zufrieden, denn dieses Ja ist ein Nachtigallenflötenton gewesen, der lange, lange nachhallte in Deinem Herzen, und es beschwichtete, wenn es weinte, wie ein sanfteinlullendes Wiegenlied. Oder kamst Du vielleicht einmal zurück von einer weiten Reise, hattest lange nicht Kunde ge-

habt von der Geliebten, brachtest ihr aber mit ein Herz voll Liebe und Treue, und warest voll edlen Selbstgefühls, daß Du es bewahrt und rein erhalten für die Erwählte; hattest Du den süßesten Lockungen männlich widerstanden, und wohl ein sichres Glück, das Dir sich bot, von Dir gewiesen, um nur werth zu bleiben der Erkornen, um nur ihr, nur ihr das Glück zu bereiten, das ihr ersehnet, auf das ihr euch vereint gefreut — kamst Du zurück und begegnete Dir nun das Gerücht, und murmelte Dir etwas ins Ohr von stattgefundener Hochzeit, daß Dir das Blut in den Adern gefror, und Entsetzen Dein Haar sträubte, und nahtest Du nun mit bebenden Knieen und stieren Augen einem Freund und fragtest stammelnd: Ich bitte Dich — ist es wahr? Ist sie treulos? — Und er spricht nun mit einem Condolenzgesicht das vernichtende Ja — nicht wahr, dann ist das Ja ein giftiger Todespfeil, der das Herz trifft, bis zum Verbluten? Ja — Ja! —

Muß. Welch ein herbes, fatales Wort! Der kategorische Imperativ in höchsteigner Person; gar nicht gekleidet in zierliche Redensarten, als da sind: Sie werden die Güte haben — wollten

Sie wohl, wenn ich bitten darf — erlauben Sie gnädigst — möchte es Ihnen doch belieben — ꝛc. nein, da steht es, eine nackte zähnfletschende Bestie, ein rauher Sklavenvogt, und schwingt die Knotenpeitsche über Geist und Willen. Es ist eine Hemmkette des Phaetons der Phantasie, ein Bleigewicht an den Flügeln des Hippogryphen. Gewiß:

Das kleine Wörtlein Muß
Ist doch von allen Nüssen,
Die Menschen knacken müssen,
Die allerhärtste Nuß!

O Muß, Du bittrer Calamus, ist mir doch schon der Laut, der sich als Gedanke versinnlicht, in den Tod zuwider, und macht mir Schauder, wie einem schreckhaften Mädchen ein schuldloses Mäuslein, das aber leider auch mus heißt. Selbst Dein süßer Namensvetter, das Muß, ist mir unangenehm. Doch, es giebt noch Laute, die Dir verwandt sind, und mir so lieb, wie Du mir verhaßt bist, Du, der du Vielen als Seelenkitzel dienst, wenn sie Dich nur recht oft aussprechen können, die nichts mehr kränkt, als wenn ihrem Despotenwillen ein anderer fester Wille entgegentritt, dem

sie nicht ihr: Du mußt! entgegendonnern dürfen; das sind geborne Büttel, und trügen sie tausend Sterne und Ordensbänder. Ihr sollt mich erheitern, ihr Lautverwandte des verhaßten M u ß — du M u s e, die ich innig verehre, und du M u ß e, schöne intime Freundin, holdes Far niente; auch Du M u s i k, giebst Du auch zuweilen nur Musivgold für ächtes. Und noch ein Wort hab' ich im Hinterhalt, soll ich es nennen? Ja, ich will, ich muß es nennen; seht: m o u s s i r e n! O köstlicher Gedanke, innige Wahlverwandtschaft der Begriffe! Was ist moussiren anders, als musiciren, nur verwälscht und verstümmelt? Ist es nicht die wunderzarte Elfenmusik des Champagnergeistes, der das Ohr des Geweiheten lauscht, eine Musik, nach der die Seele in Sechsachteltakten tanzt? Ja gewiß, es muß also seyn, es muß!

K u n st. Ein herrliches, unaussprechlich schönes Wort! Seht sie dahinwandeln am Arm ihrer holdseligen Schwester, der Natur, wie Blumen unter ihren Tritten entsprießen, wie sich Alles verschönt, wohin sie nur die Blicke voll Liebe richten!

Natur ist der ewige Gottesgeist, Kunst ist der schaffende Geist des Menschen, den Gott schuf nach seinem Bilde, darum entsteht so Herrliches und für alle Zeiten Dauerndes, wenn der Geist der Natur, die feurige innige Liebe zu ihr, den Künstler beseelt, und durchglüht, dann wird sein Werk würdig des ewigen Meisters, und steht rein und unübertrefflich da in seiner Vollendung.

Kunst ist eine Centralsonne, um die sich gleich Sternen Millionen feurige Herzen drehen, und ihre Strahlen trinken, wie Blumen den Morgenthau; leider aber stehen nur zu Viele in kalter Kometenferne, und gleich den Blumen, haben die Jünger der Kunst oft keine andere Speise, als die Strahlen ihrer Sonne, keinen andern Trank, als den salzigen Thau ihrer Kummerthränen.

Wie sich der reine Strahl in glänzende Farben theilt, die wunderbar in einander verfließen, so wird die Kunst, der erhellende, belebende Lichtstrahl, getheilt im Prisma des Lebens, und wird zum Friedensbogen, der den Himmel verbindet mit der Erde, zur Engelbrücke, auf der die Seelen emporziehen voll Freude und Sehn-

sucht, empor nach der Heimath des Lichtes, von der sie ausgegangen in die Staubhülle. Denn ist nicht Musik ein Blüthenduft im Paradiesesgarten, ein buntfarbiges Sylphenschwingenpaar, das uns aus dem dumpfen Nebelthal der Erdentrübsal hoch emporträgt in den reinen azurblauen Himmel der Gemüthsfröhlichkeit, an Bergzacken und Wetterwolken vorüber hoch empor? Und ist nicht Dichtkunst die blühende Purpurrose im Tempel des Lebens, ist Poesie nicht der Liebe zauberische Schwester? Ja, Liebe selbst ist Poesie. Hält nicht des Malers schöpferischer Pinsel liebe und theure Gestalten fest? Lebt nicht der Genius des Künstlers auf der todten Leinwand, daß die Vögel um die gemalten Trauben flatterten, und das lebendige Roß wieherte beim Anblick des täuschenden Gebildes?

Wiegt sich nicht die Seele des Meisters auf Schwingen der Hoffnung, bald vollendet zu sehen, was ihm vorschwebte als Ideal und Urbild? Und es weicht der harte Marmor dem scharfen Meisel, und ein Götterbild tritt in seiner Hoheit auf den Altar der Kunst, und den eignen, voll Kraft und Leben, voll Frische und Schönheit, und weich

und lieblich zugleich? Hat nicht Pygmalion selige Thränen geweint?

Und so führt uns die Kunst in den Tempel der Musen ein, und es zeigt uns Melpomene der Niobe Schmerz, und der rächenden Furien schreckliches Kleeblatt hinter dem schmerzdurchtobten Orest; aber freundliche, heitre Bilder entfaltet Thalia, und die Cythara erklingt, die Saiten rauschen unter der zarten Hand; Flötenjubel erfüllt den Saal, und den festlichen Reigen öffnet Terpsichore, voll Anmuth und herzerhebenden Zaubers.

Engverschwistert ziehen die freundlichen Schwesterkünste über uns hin, auf lichtschimmernden Wolken, und streuen Rosen nieder, und küssen oft, gleich guten Feen, schlummernde Knospen des Talents in der Kinderseele zur herrlichen Blüthe nach, ähnlich dem Sonnenstrahl des Lenzes, der die Blumen ruft.

Es ist die Kunst des Menschengeistes Blüthe;
Ist Offenbarung einer innern Gottheit.
Der Künstler baut sich seine eigne Welt,
In seinem innern Himmel ist er selig. —
Es giebt nur e i n e Kunst, die Künste sind
Verwandte Kinder dieser einen Mutter,
Sind e i n e r Sonne lichtgeborne Strahlen,

Entsprungen aus der Schönheit ew'gem Urquell.
O glücklich, wer aus dieser Quelle trinkt,
Das Irdische verkläret sich in ihm,
Er wird, der Gottheit voll, ein Gott, ein Schöpfer.

Wenn. „Wenn nur das Wörtlein Wenn nicht wär'," ist ein Volkssprichwort, und Bürger singt passend:

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

„Dieses Wenn," sagt ein geistreicher, aber verrufener Schriftsteller in seinen Memoiren: „zerreißt die Seele des unglücklichen Grüblers, der nach dem Grübeln sich nur noch elender fühlt. Aber er lernt leben dadurch, und wer nicht nachsinnt, lernt nichts."

Wo wäre ein Wort in unserer so reichen Sprache, das so vor dem Ausdruck der mannichfachsten Empfindungen stände, wie dieses Wenn? Es ist eine Gedankenklippe, an welcher das Schifflein der Hoffnungen und Wünsche bang vorübersegelt; es ist ein Fragezeichen, das oft von einem thränenvollen Blick begleitet, in den Nachthimmel der Zukunft hinausgeschrieben wird; es ist ein Eisenjoch, das schwer auf uns lastet, das

wir oft mit aller Kraft nicht abzuwerfen im Stande sind. Es ist eine drohende Zornruthe, und manche Tugend wäre zur Untugend, mancher Engel zu einem Gefallenen geworden, hätte nicht das Wenn, als Strafe drohender Seraph mit feurigem Schwert vor der Paradiesespforte der Unschuld gestanden. Es ist das Lieblingswort der Wünschenden, Tausend bescheidne, und unbescheidne Wünsche beginnen damit. Ich weiß mich eines alten Bauers zu erinnern, der gern zum Fenster heraus sein Pfeifchen rauchte. Ging früh Morgens ein Bekannter vorüber, und grüßte zu ihm hinauf: guten Morgen, Nachbar Jürgen! so antwortete er nicht: Schönen Dank! sondern er blies eine dicke Rauchwolke aus seinem Munde, nickte bedächtig und brummte in den Bart: Hm, hm! Wenn mei nur brav Gähld hätte!*) Kam ihm Mittags oder Abends ein Gruß, so erschien stets die Wolke vor seinem Vollmondsgesicht, und derselbe lakonische Spruch wiederholte sich. Dieser Wunsch hat mich oft belustigt, der Mann hatte gar nicht unrecht. Einem armen Schlucker, der nießt, sollte man nicht mehr Gesundheit zurufen,

*) Wenn wir nur viel Geld hätten.

sondern: Wenn Du nur brav Geld hättest! Aber das Wenn ist auch ein Himmelslaut der Verheißung, ein Sporn zu Thaten, ein Trost- und Beruhigungswort. Bedürfen wir der Beispiele zu dem Angeführten? Nein. Jeder hat Scharfsinn genug, in seinem eignen Leben den Schlüssel aufzufinden, zu dem, was hier Räthsel scheinen möchte, und Niemand ist wohl, der nicht mindestens ein klagendes, zagendes oder fragendes Wenn oder Wann an Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zu richten hätte.

Nein. Kein willkommner Gast ist das Nein, kein lustiger Geselle ist's, nein, ein grämlicher Alter, ein ernsthafter gravitätischer Pedant. O wie viele Millionen Freuden und Hoffnungen, Entwürfe, Wünsche und Erwartungen hat nicht schon so manches Nein vernichtet! Die Welt wiederhallt von den Klagen, die das Nein erpreßt. Was frommt es zu lieben, geliebt zu seyn? Was hilft es, muthig in den Kampf zu treten gegen tausend Hindernisse? Thun es die Menschen nicht, so spricht das Schicksal sein Nein, und die sterbliche Kraft muß erlahmen an diesem ehernen Riesen.

Wie so Mancher hatte schon Ursache, irgend ein Nein, das feindlich in sein Leben griff, schmerzlich in seine Seele schnitt, zu verwünschen und zu verfluchen, und dennoch — so hat Alles seine Doppelseite, kann auch das Nein beglücken, kann auch das Nein an die Saiten der Freude schlagen, daß sie erbeben in Lustakkorden. Bist Du noch böse? fragt die zärtliche Liebe den schmollenden Gegenstand ihrer Neigung, und wer beschreibt die Freude, wenn unter vergebendem Lächeln ein leises Nein über geliebte Lippen lispelt? Glüht nicht heißer der Kuß der Versöhnung, als der alltäglicher Eintracht?

Oft ist das Nein der Tod der Hoffnung, oft aber auch nur der milde Todesbruder Schlaf, der nach kurzer Täuschung aufwacht im Morgenroth der Liebe, und sich zum fröhlichen heilbringenden Ja gestaltet und umwandelt.

Falsch. Ich machte einen Spaziergang; in Gedanken vertieft, bemerkte ich nicht, daß ich mich auf unrechtem Wege befand, bis mir bei meinen Träumereien eine rohe Stimme zurief: Herr! Er geht hier falsch, der Pfad ist verboten, dort ist der rechte Weg! Als ich auf dem Angedeu-

teten weiter ging, schritt ein Handwerksbursche daher, und sang mit einer von Kummer sanft erbebenden Stimme:

Leb wohl, leb wohl! Ade! Ade!
Schatz, den ich nimmer wieder seh!
Das Band der Freundschaft,
Das Band der Freundschaft,
Zerrissen ist!
Wer hätte das gedacht,
Wer hätte das gedacht,
Daß Du so schlecht und falsch
Gewesen bist!

Er wischte sich mit dem Rockärmel die Thränen aus den Augen, und pilgerte fürbaß. Gehe hin, Du Armer, rief ich ihm in Gedanken nach, Deine Thränen fließen einer Undankbaren, und das nächste Städtchen tröstet und entschädigt Dich! Ach von Mancher ließe sich singen:

Wer hätte das gedacht,
Daß Du so falsch gewesen bist?

Ein junger Mann kam hinter mir her, leider kannte ich ihn, es war einer jener dünkelhaften Laffen, die über Alles sprechen, über Alles aburtheilen, jede Ansicht von einer Sache, die ein Anderer hat, keck verwerfen, wenn sie nicht die ihrige ist; die das Wort Philosophie stets im

Munde führen, weil sie einmal in einem philosophischen Collegio geschwitzt, und die doch alles in der Welt sind und seyn können, nur keine Philosophen. Kaum hatte er ein Gespräch begonnen, indem ich eine bescheidene Meinung geäußert, als er gleich überlaut schrie: Mein Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Ihre Ansicht ist falsch, grund falsch! Und er war in der That so gütig, mich zu belehren. Ich blieb zurück, und ließ den Streithahn laufen.

Ein ehrsamer Bürger eilte schnellen Schrittes nach der Stadt zu; ich kannte ihn, und fragte ihn, warum er denn so eile? und bat ihn, mit mir zu gehen. Ach verzeihen Sie, sprach er lächelnd mit einiger Verlegenheit: So groß mir auch jederzeit das Vergnügen ist, Sie zu begleiten, so muß ich doch heute eilen; meine Uhr ging falsch, ich habe mich verspätet, und meine Frau wird allemal gewaltig falsch, wenn ich nicht pünktlich zum Essen da bin. Er eilte dahin.

Geh nur, dachte ich, und wohl Dir, wenn Du Dich nie über eine andere Falschheit, Deiner Ordnung liebenden Ehehälfte zu beschweren hast!

Und es sollte mir heute das Wort falsch in allen Bedeutungen angeführt werden, so mußte

mich ein Wagen einholen, auf welchem eine geschlossene Gesellschaft saß; Zuchthauseleven, wie ich von einem der eskortirenden Polizeisoldaten hörte: Ein Falschmünzer, einer, der einen falschen Eid geschworen, zwei falsche Spieler, und drei falsche Zeugen. Gott, welch ein Confluxus von Falschheiten auf diesem einzigen Wagen!

Abends um zehn Uhr kam ich nach Hause, in dem Fenster der belle E'tage mir gegenüber, die lange unbewohnt gestanden, sah ich noch Licht. Wer ist da hinüber gezogen, fragte ich meine Aufwärterin. Ei, die neue berühmte Sängerin S., die heute eine Gastrolle gegeben hat, war die Antwort.

Die S.? erwiederte ich verwundert: ich denke die A. hat kommen wollen?

Die Nachricht muß wohl falsch gewesen seyn, hieß es, und mit einem so so betrat ich mein Zimmer.

Hell von Lichtglanz überstralt war das drüben; ich hütete mich, ein Licht anzuzünden, sonst wären gewiß drüben die Gardinen gefallen. Neugierig blicke ich durch den Operngucker hinüber. Was sehen meine Augen! Eine zauberisch schöne, königliche Gestalt steht vor dem acht Fuß hohen

Trumeau! Anmuthige Züge beleben das schöne Bild, die Augen strahlen, üppig wölbt sich der Busen unter dem Creppflor; eine Dienerin löset die Sandalen von den niedlichsten, zartgeformtesten aller Füßchen, eine Zweite nestelt der sanftvorgebeugten Huldin ein blitzendes Diadem aus den rabenschwarzen Ringellocken. Ich lauschte weiter. Das Prachtgewand sank, immer herrlicher traten die Formen des schöngebauten Weibes hervor. Jetzt winkte sie den Dienerinnen Entfernung. Diese gingen, ich blieb und lauschte hinüber. Zartgerundete Alabasterarme hoben sich jetzt empor, eine Haarnadel um die andere fiel auf den Tisch, und das Lockengebäude nahm wie ein Kopfzeug die Sängerin von ihrem Haupte, und legte es behutsam in eine Schachtel. Ein struppiges, brandrothes Haar war ihr wahres Eigenthum, die Ringellocken ihr f a l s ch e s. Jetzt bestrich sie das Gesicht mit einer Pomade, fuhr mit einem Läppchen nach, und siehe da, der himmlische Rosenkarmin ihrer Wangen schwand dahin, wie ein Schemen, ein bleiches, verlebtes Gesicht, von Leidenschaften scharf markirt, zeigte sich mir. Ein Lächeln, wie das einer recht bittern Resignation, zuckte um den Mund, und wies zwei Reihen blendender Perlen;

aber die Grausame wüthete gegen ihre Reize; kaltblütig griff sie in den Mund, und legte ihre falschen Zähne auf den Tisch. Jetzt machte sie eine wunderliche Bewegung, und zum Vorschein kam — ihr schöner Busen von Wachs. Nein, das ist zu toll! rief ich mir zu: sie entpuppt sich nicht, sie entgliedert sich; ich wollte nichts mehr sehen, legte mich nieder, und träumte die ganze Nacht von Sängerinnen, die Hände, Füße, Busen, Nasen, Ohren und andere nützliche Gliedmaßen ablegten, und wieder anzogen, alles nach Belieben, und zu großer Ergötzlichkeit, und ich sang im Traume:

Wer hätte das gedacht!
Wer hätte das gedacht,
Daß die so falsch gewesen ist?

Zeit. Sehet da, die Riesenwiege des Erschaffnen, in der das Leben schlummert und träumt, ein lächelndes Kind; sehet das Brautbette, in welchem sich die Geschlechter küssen; sehet den Sarg der Begebenheiten, der vom Schiff des Lebens tief, tief hinabsinkt in den Fluthenschoos des Ozeans.

Wie der unermeßliche Aether die Myriaden rollender Welten umfaßt und umfließt, so um-

schlingt uns alle die Zeit mit ihren gewaltigen Armen, und wiegt, und hebt und trägt uns, und reißt uns auch fort, ohne daß wir widerstehen können. — Ein sanfter Murmelbach fließt sie durch Blumenufer hin, ein donnernder Katarakt braust und schäumt sie über ein Felsenbette, und stürzt Baumkolosse und Steingiganten in den finstern schwarzgähnenden Abgrund. Ein Zauberdrache sitzt sie lauernd an der Höhle, in welcher sie die Vergangenheit angeschmiedet hat an diamantnen Ketten, daß diese nie zurück kann, dort verschlingt sie die Kinder der Gegenwart, gierig schon lauernd auf den Embryo im Schooße der Zukunft.

Es giebt kein Daseyn ohne Zeit, daher ist sie ewig wie Gott, ohne Anfang, ohne Ende, der erste Engel, der erste Diener des Allgewaltigen.

Aus nie versiegender Urne läßt sie hervorströmen die Jahrhunderte, die Jahrtausende, spurlos verschwimmen oder versiegen sie, wie Flüsse und Ströme im Sande, oder im Weltmeer, sie bleibt immer und ewig dieselbe.

R a u m, Z e i t und L e b e n bilden die gewaltige Dreieinigkeit, in deren Begriff Alles liegt, was denkbar ist der irdischen Vernunft wie der göttlichen. — Wie Mücken spielen im Abendstrahl,

so tanzen vor ihr die Welten auf und nieder, und wenn sie dem einen Sterblichen düster erscheint, wie ein Phantom im Mantel der Mitternacht, so dämmert sie dem andern empor als freundliche Morgenröthe.

Die Zeit ist der Gott, dem wir unsre Wünsche anvertrauen, und unsre Hoffnungen, denn die Erfüllung Aller liegt in ihr. Die Zeit ist das Schicksal.

Der Umstände seltsamste Verkettung, die Lösung der dunkelsten Räthsel kann nur in ihr sich entwirren und offenbar werden. Sie verschlingt die Knoten des Geschicks, und löst sie wieder; oft sprengt sie gewaltsam und überraschend die festesten Bande.

Darum beugt euch vor dem kleinen Wort, das nächst Gott das Größte ist, und lehnt Euch nicht auf gegen den Sturmriesen, und wollt ihn nicht hemmen in seinem brausenden Fluge! — Glücklicher, freue Dich der Zeit, des Glücks. Leidender, hoffe Alles von der Zeit! Ein Augenblick kann Alles umgestalten; es hoffe Jeder auf seine Zeit! Nicht verzagen, nicht verzweifeln, ihr Gebeugten; bald scheint die Sonne des Friedens und der Freude auf die Thränenflur

des Schmerzes, und die Lust feiert ihr Auferstehungsfest in Euren Herzen.

Tod. Hu, welch' verhaßtes Wort, was soll uns der Schauergedanke, die wir ergötzliche Spässe zu lesen gedachten, und nun Du uns bereits die Zeit lang gemacht mit dem Wörtlein Zeit, mit dem wir oft gar nicht wissen, was anfangen; kömmst Du auch noch mit dem Knöchler, bei dem sich doch gar nicht lachen läßt.

Zürne nicht allzusehr, Leser; freilich hast Du Recht; es ist ein abschreckender abstrakter Begriff, der Tod; höre, wie es mir selbst erging in meinen Kinderjahren. Ich hatte noch keine Idee vom Sterben; wußte, so viel ich mich erinnern kann, noch nichts vom Tod; da schenkte mir Jemand ein Abcbuch mit hübschen Bildern; stillfröhlich blättre ich, freue mich über jedes Bild, namentlich über die schöne liebe Sonne auf der S-Tafel mit dem vollrunden, freundlichen Gesicht, da wende ich um, und — Entsetzen — da steht der Tod mit der Sense, zitronengelb und gräulich. Aufschreien, zitternd und bebend und weinend das Buch fortschleudern, war eins bei mir, und lange

wollte mich dieser erste unangenehme Eindruck nicht verlassen, lange überschlug ich sorgfältig das Blatt mit dem verhaßten Bilde. —

O, wie Manchen rief schon der nahende Tod aus dem festen Sündenschlafe wie ein tausendfältiger Donner wach, wie Manchem raubte er sein Liebstes! Wie unverhofft kommt er, und überfällt die sichern Menschen! Ein alter wohlgenährter Rath kam wohlgemuth aus einem Weinhause; ein Freund führt den Wankenden, es ist Nachts zehn Uhr; da begegnet ihnen der Nachtwächter, der zugleich Todtengräber ist, und spricht mit rauher grölzender Stimme: „Ei schönen guten Abend, mein Herr Rath!"

„Ei hole Dich der Teufel, Du Nachteule, mit sammt Deinem guten Abend!" antwortet der alte Herr; „Du sollst mich noch lange nicht bekommen, Du Satanskerl!" —

Als aber der Nachtwächter am folgenden Abend die Stunde rief vor dem Hause des Raths, da war drinnen ein Rennen mit Lichtern hin und her, und ein Rufen und Weinen und Wehklagen, und ein Diener stürzte aus dem Hause, und eilte nach dem Arzt. Nach einer Stunde aber hatte es schon der alte Herr überstanden; der Schlag hatte ihn

gerührt, und der Todtengräber rief wieder die Stunde vor dem Hause, und sang mit seiner grölzenden Stimme:

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?
Hingeht die Zeit, hergeht der Tod.
Ach! wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnoth!
Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut:
Mach's nur mit meinem Ende gut! —

Hingeht die Zeit, hergeht der Tod! Welch' ein gräßliches Gewicht liegt in diesen wenigen Worten des alten Liederdichters. Da kommt die Mitternachtsstunde herangeschlichen, und mit ihr kommen zwei dunkle Riesengestalten, gebleicht die nackten Schädel, eherne Sensen blinken im blassen Schein des letzten Mondviertels, stumm und fürchterlich gehen sie an einander vorüber, und wie Schöppen eines schrecklichen Vehmgerichts klopfen sie an die Pforten der Menschen, und überall, wo sie klopfen, schließen sich ein Paar Augen zum ewigen Schlafe zu. Zum ewigen Schlafe? Nein, gewiß nicht. Laß sinken die Hülle aus Staub und Asche, der Geist wird leben.

Woher wäre denn die Ahnung, die selige Ahnung eines Jenseits dem Sterblichen gekommen,

wenn sie ihm nicht zum Troste wäre geoffenbart worden von der ewigen Liebe? Predigt nicht mit tausend Zungen die Natur die heilige Wahrheit von der Auferstehung? Was stirbt denn, was wird vernichtet? Nichts, die Materie nur fließt zurück in den Urstoff, und der Geist fließt auch zurück in den Urstoff, von dem er gekommen ist.

Darum nicht zagen, nicht beben vor dem Tode, ihn nicht denken als Schreckbild! Sein Ruf ist ein Friedenskuß, er führt uns nur höher empor auf der Stufenleiter der Geister; zu neuem Anschaun, zu neuen Wonnen der Erkenntniß, zu neuen höheren reineren Ahnungen des Unerforschlichen, endlich zur Vollendung, zur Einigung mit Gott.

Auch dem Staube entkeimt neues Leben, der Hauch der Verwesung verweht, und Blumen duften über den Gräbern.

In Lichtstoff gekleidet, wiegt sich die Seele, und schwebt freudig durch das All, wie ein Sonnenstrahl, schöneren Welten zu. Da tönt in den Donnerklang der Sphärenharmonie der millionenfache Jubelruf der Befreiten: T o d, wo ist Dein Stachel?! —

Du. Ein liebes, freundliches Wörtlein beschließt die Reihe der Zwölfe. Ein Wort des Vertrauens, der Freundschaft, der Liebe. O trautes Du, wie verklärt erscheinst Du, wie heilig und lauter, wenn der Mund des Liebenden zum erstenmal Dich von den Lippen der Geliebten küßt! Wie verschämt lächelt sie, und stockt und erröthet, und endlich lispelt sie leise und heimlich: Ich liebe Dich, ich bin Dir gut. Da wirst Du zum Zauberlaut der lockenden Nachtigall, zum Wonnebecher, an welchem heilige und keusche Liebe selig nippt. Von Lippe zu Lippe fliegst Du im Gespräch der Freundschaft; Du bist der Schlüssel, der das Herzensthürlein heimlich aufschließt, und dem Vertrauen freie Bahn eröffnet, und die schüchternen, erröthenden Geheimnisse darin verschließt, während das kalte Sie umherstolzirt vor dem Haupteingang, wie ein goldbetreßter Portier, der Allem den Eingang wehrt, was nicht das Gallakleid trägt.

Du reden alle Völker den Herrn der Welten an, etwa die Franzosen ausgenommen. Ach, es ist so tröstend, so herzerhebend, in Demuth beten zu können: O Du, mein Vater! Zu allen Erschaffenen sagen wir Du, nur nicht zu allen Men-

schen. Lustig würde es auch fürwahr klingen, wenn ein jugendlicher Enthusiast hinausliefe in die Natur, und hochentzückt die Arme ausbreitete und jubelte: O schöne Natur, ma chère mamam, wie sind Sie liebenswürdig! Wie erfüllt Ihr Zauber mein ganzes Herz, wie wogt und webt Ihr Leben durch alle Räume, o lassen Sie mich gehn auf Ihrer Spur!

Du lallt schon die Zunge des Kindes, nur später erst begreift es mühsam, daß es zu manchen Leuten Sie sagen müsse.

Und wo nur fröhliche Jugend sich näher tritt, und überall, wo die Freude ihre rosigen Schwingen entfaltet, da wird das Du gegeben und genommen, wie ein heiliges Bundeswort, das die Gemüther verbrüdert in holder Eintracht.

Aber mehr fühlen läßt sich alles Schöne und Herrliche, was in dem Du liegt, als es mit Worten darstellen; mehr andeuten, wie ausmalen. Wen hätte nicht schon ein Du beglückt? Wer wäre dem lieben kleinen traulichen Wörtchen nicht hold? Gewiß, lieber Leser, freundliche Leserin, auch Du! —

III.

Der Traum der Nachtigall.

I.

Der Frühling wob der Erde
Ein neues Blumenkleid,
Daß ihr Verjüngung werde,
Und Jugendseligkeit.
Und sie, die Glanzgeschmückte,
Sie harrte liebend sein,
Dann zog auf die Beglückte
Der Blüthenkönig ein.

Ihn trägt aus blauen Höhen
Herab ein sanfter West;
Die Wesen rings begehen
Ihr sel'ges Liebesfest.
Und alle Knospen dringen
Aus der Umhüllung vor,
Und alle Lieder klingen
Ein Auferstehungschor.

Da weht von Wald und Wiesen
Ein frischer Lebenshauch,
Und grüne Blättlein sprießen
Hervor an Baum und Strauch.
Wie glänzt mit tausend Perlen
Im Morgengold die Saat!
Es regnen von den Erlen
Schon Blüthen auf den Pfad.

Und flüsternd weht ein Kosen
Um Blüthe, Blatt und Halm.
Weih'n Ihm, dem Ewiggroßen,
Auch Blumen ihren Psalm?
Ihm, der mit Vatergüte
Auf alle Wesen blickt,
Und auch die Frühlingsblüthe
Mit tausend Wundern schmückt?

Die Anemonen blühen
Sanftröthlich übermalt,
Und die Ranunkeln glühen,
Wie feuerüberstrahlt.
Den blauen Kelch zum Moose
Neigt freundlich der Agglei;
Da wird im Blumenschooße
Ein gold'ner Regen frei.

Die Maienglöcklein hangen
Wie Silber, licht im Grün,
Und stolze Tulpen prangen
Wie Kelche von Rubin.
Es duften die Orchiden,
Violen schlummern schon,
Sein Kronenhaupt in Frieden
Wiegt dort der Martagon.

Und Liebesstimmen schallen
Auf fröhlich blüh'nder Flur,
Wie tief in Waldeshallen,
So hoch im Lichtazur.
Dort buhlt das leise Flöten
Der Drossel um Genuß;
Dort bringt den Morgenröthen
Die Lerche frommen Gruß.

Und horch, zu diesen Wonnen
Durch Thal und Hain entlang,
Hat ein Gesang begonnen,
Der himmelselig klang.
Drang er aus Blüthenzweigen?
War's auch ein ird'scher Ton?
Und nicht dem Frühlingsreigen
Der Seligen entflohn? —

Und Alles schweigt — im Lauschen
Befangen jeder Sinn;
Kaum wagt der Bach zu rauschen,
Leismurmelnd zieht er hin.
Horch! Horch! Da schwebet wieder
Der wunderbare Sang
Aus Blüthenbüschen nieder,
Und flötet süß und lang!

Du bist's, Du bist's, Du Kleiner
Dort auf belaubtem Ast,
Der Du das Herz voll reiner
Sehnsücht'ger Liebe hast?
Du bist's, der so mit Klängen
Den Schattenhain durchtönt?
Du bist's, der mit Gesängen
Des Lenzes Lust verschönt?

O wolle, wolle sagen,
Woher Du, Sänger, kamst!
Woher Du Deine Klagen
Und Deinen Jubel nahmst?
Wohnt in Dir, Philomele,
Die Blätterwehen kühlt,
Nicht eine schöne Seele,
Die Liebe denkt und fühlt? —

Da hebt sich sein Geschmetter
Süßtrunken durch den Wald,
Wie Flüstern bald der Blätter,
Wie Flötenlaute bald.
Bald scheint ein banges Stocken
Zu hemmen seinen Strom,
Bald jauchzt es, wie Frohlocken,
Im grüngewölbten Dom.

Und Abendstrahlen küssen
Die Waldeswipfel roth,
Und brennen in den Flüssen,
Und werden bleich im Tod.
In Gluthen ist versunken
Das gold'ne Sonnenrund;
Noch macht ein Purpurfunken
Den Ort des Scheidens kund.

Und still wird's auf den Matten,
Und stiller noch im Hain,
Es hüllt die kleinen Schatten
Ein großer Schatten ein.
Doch auch im Dämmerflore
Hebt sich des Sängers Brust,
Er will der Abendhore
Vertrauen Schmerz und Lust.

Nun glühen Sternenlichter
Im dunkeln Aether auf,
Und er, der Blüthendichter,
Sieht singend dort hinauf.
Warum zum Abendsterne
Den sehnsuchtvollen Blick?
Kamst Du aus solcher Ferne,
Und wünschest Dich zurück?

Du, der mit Liebessehnen
Der Menschen Herzen füllt,
Und in den Flor der Thränen
Manch schönes Auge hüllt,
Du, dessen Licht Entzückung
Den Fühlenden verleiht,
Versagte Dir Beglückung
Die wonnenreiche Zeit? —

Er schweigt — wer kann es ahnen,
Wie viel sein Schweigen sagt?
Ob nicht auf Sternenbahnen
Sich sein Gedanke wagt?
Ob nicht von schönern Sonnen
Ein inn'res Fühlen grüßt?
Ob nicht voll Himmelswonnen
Ein Eden ihn umsprießt?

Nur einzeln quellen Töne
Aus seiner Brust voll Klang;
Ein seufzendes Gestöhne,
Ein träumender Gesang.
Dann schweigt er lange wieder —
Dann jubelt er einmal —
Die Kehle voller Lieder,
Die Seele voller Qual.

O träume süß von Rosen
In Persiens Fluren Du!
Schließ' unter Zephyrkosen
Die hellen Aeuglein zu.
Vom rauhen Nord geschieden
Schweb' über Ispahan.
Find' in des Traumes Frieden
Ein Zauberdschinnistan! —

Tiefdunkle Schattenhülle
Umwebt nun dicht die Welt,
Die Ruh' und sanfte Stille
In Schlummerbanden hält.
Und wie — von Gluth entzündet —
Sich hell der Osten säumt,
Hat mir ein Traum verkündet,
Was Nachtigall geträumt.

II.

Sie fliegt durch Aetherräume
So wonnigwohl und leicht.
Sucht sie geliebte Bäume
Im Abendstern vielleicht?
Sie sieht des Sternes Prangen
So herrlich, wie noch nie;
Hin ruft sie das Verlangen
Mit göttlicher Magie.

Von Strahlen ist umwoben
Sein glänzendheller Schein.
Wie wird sie nicht dort droben
Unsaglich selig seyn?
Horch', flüstert nicht Gekose?
Zieh'n Düfte nicht heran?
Schwimmt eine Sternenrose
Im Sternenozean?

In Rosenblut getauchet
Scheint ganz des Sternes Gold;
Und Rosenduft umhauchet
Den Sänger, mild und hold.
Schon schwimmt er in den Lüften,
Selbst ein verklärter Strahl,
Umweht von Rosendüften
Aus Irans schönstem Thal.

Er badet schon in Wellen
Der Harmonie die Brust,
Und Wohllautströme quellen
Hervor ihm unbewußt.
Ihm ist, als komm' auf Wogen,
Als Rose schon von fern
Entgegen ihm gezogen
Der goldne Abendstern.

Wie schwingt er sein Gefieder
Der Sternenrose zu!
Wie sinkt er endlich nieder,
Und athmet Himmelsruh'!
Wohin das Auge wenden
Zuerst nach jeder Pracht,
Die blühend aller Enden
Ihm dort entgegenlacht?

Wo wären wohl Gedanken
Den Wunderblumen nah,
Die sich um Palmen ranken,
Die noch kein Auge sah?
Vermöchten wir zu schildern
Die Wonnen, die dort blüh'n?
Wer ist, daß er in Bildern
Den Himmel malt, so kühn?

Aedon sieht im Traume
Ein rosenrothes Thal,
Im zauberischen Raume
Blüh'n Rosen ohne Zahl,
Und Riesenberge gränzen
An diese Blüthenwelt,
Geschmückt mit Purpurkränzen,
Vom Morgengold erhellt.

Und eine Rose hebet
Vor andern sich empor.
Um sie, so scheint es, schwebet
Ein leichter Elfenchor.
Nach ihr, so scheint es, blicken
Die Blumen alle hin,
Das ist, o Hochentzücken!
Die Rosenkönigin.

Da will die Brust zerspringen
Von sehnsuchtvollem Drang,
Da hebt er seine Schwingen,
Da flötet sein Gesang.
Du athmest lauter Liebe,
Du hauchest lauter Klang,
Und jeder Laut ist Liebe,
Nur Liebe Dein Gesang.

Lauscht nicht die Königsrose
Dem Wonneliederschall?
Und winkt mit sel'gem Loose
Dir, frohe Nachtigall?
Du darfst ihr nahe flöten,
Darfst Liebe künden ihr?
Ihr himmlisches Erröthen
Zeigt Gegenliebe Dir.

Aedon schwelgt im Traume
Am Rosenbusen süß.
Im zauberischen Raume
Erblüht sein Paradies.
In Träumen nur gestaltet
Die Huld sich des Geschicks,
Oft nur im Traum entfaltet
Die Blüthe sich des Glücks.

O träume, liebe, küsse,
Du Lieberfüllter Du!
O sende Liedesgrüsse
Der keuschen Rose zu.
O flöte, flöte, flöte,
In Zweigen still versteckt,
Eh' Dich die Morgenröthe
Aus Himmelsträumen weckt! —

Die Rose nun entfaltet
Sich unter Liederschall.
Und welch ein Wunder waltet
Um Dich, o Nachtigall?
Wird Dir nicht bang und bänger?
Sie wächst so riesengroß,
Und hüllt Dich trunknen Sänger
In ihren Purpurschoos.

Das war, was er ersehnte,
Wonach sein Streben rang,
Und fern im Ost ertönte
Ein wunderbarer Klang.
Noch lauscht er den Accorden,
Ach, da war Rose schon
Zum Morgenroth geworden,
Aedons Traum entfloh'n.

Er staunt — schon kam im Osten
Der junge Tag herauf,
Und Morgenrosen sproßten
Am blauen Aether auf.
Und Blumenbalsam strebte
Gleich Opferduft empor,
Und über Flüssen schwebte
Ein bleicher Nebelflor.

Da flüstern Blätterzungen
Auf dicht belaubtem Baum;
Da regt sich's lustdurchdrungen
Im grünen Waldesraum.
Es küssen sich die Wipfel
Der Tannen schwesterlich;
Auf starrem Felsengipfel
Träumt Epheu still für sich.

Es lächeln Waldeslilien
Dem jungen Morgen zu;
Vergißmeinnicht-Familien
Und dort der Frauenschuh.
Ranunkeln schimmern golden,
Die Glockenblumen blau,
Und in Viburnumdolden
Glänzt hell der Morgenthau.

Noch halb im Reich des Traumes,
Gedenkt der Sänger kaum,
Daß, gleich dem Schnee des Schaumes,
Zerflossen ist sein Traum.
Nicht klagt er, daß geschwunden
Die zauberische Pracht.
Er hat, er hat gefunden
Nun, was ihn selig macht.

Ihr tönen seine Lieder,
Die träumend er geschaut,
Senkt sich der Abend nieder,
So wie wenn Morgen graut.
Darum so reinen Klanges
Dringt es aus seiner Brust,
Tiefsehnsuchtvollen Dranges
Gefühl und süßer Lust. —

Du, der im reinen Herzen
Ein heil'ges Sehnen trägt,
Das nie gekannten Schmerzen
Dahingegeben schlägt:
Dich lehr' Aedon tragen,
Von dem mein Lied erklang,
Sein Schmachten und seine Klagen
Tönt, wie Triumphgesang. —

IV.

Die Thränen.

„Ach, wie sind der Thränen
„Unter'm Mond so viel.“

Keine Welle rollt in den ewigen Ozean der Zeit, der sich nicht tausend Thränen mischten; keine Sekunde fliegt vorüber, in der nicht tausend Augen weinten, aber Einer zählt die Thränen alle.

Thränen sind die Sprache der Empfindung, wenn dem Gefühl die Worte versagen, und wo wäre ein Gefühl, dem nicht Thränen geflossen wären? Schmerz und Freude, Haß und Liebe, Seligkeit und Verzweiflung reden durch sie, und wo lebte der Mensch, der nie geweint hätte!

Wer ergründet das wundervolle Geheimniß, durch welches, erregt durch die verschiedenartigsten psychischen und physischen Eindrücke, sich aus der verborgenen Quelle des Menschenauges die salzige Fluth ergießt? Die Chemiker haben diese zerlegt, und Kochsalz und Mineralalkali darin gefunden; die Aerzte wissen, daß sie dazu dient, die Augenhöhlen und den Augapfel zu befeuchten, aber wis-

sen wir auch, woher es kommt, daß Thränen das bewegte Gemüth verkünden, Thränen den Augen des Ueberfröhlichen entquellen, Thränen den Kummer lindern, und den Zorn entwaffnen?

Wohl könnte man antworten: die Sensibilität des Nervensystems ist die Ursache des Weinens; je zarter dieses, desto reichlicher fließt die Thränenquelle; wir sehen das bei'm Kinde. Wie stark muß die Bewegung des Gemüths seyn, die Thränen aus dem Auge des Mannes zwingt, sind anders seine Gefühle nicht krankhaft — aber

„ — wie leise vom Zephyr erschüttert,
„Schnell die äolische Harfe erzittert,
„Also die fühlende Seele der Frau;
„Zärtlich geängstet vom Bilde der Qualen,
„Wallet der liebende Busen, es strahlen
„Perlend die Augen vom himmlischen Thau."

Weinend begrüßt das Kind das Erdenseyn; die Freudenthränen der Aeltern sind sein erster Segen, und manche bange Zähre ängstlicher Besorgniß fließt an seinem Lager, wenn Krankheit das zarte Leben bedroht. Und Thränen begleiten den Menschen auf der Pilgerfahrt durch's Leben, bis die befreite Psyche dem Thränenthale enteilt, und nur die Hülle des Heimgegangenen von den kummervollen Zähren der Liebe noch benetzt wird.

Jedes schöne Gefühl hat seine Thränen.

Was ist schöner, als ein süßes Augenpaar, in welchem der Thau der Sehnsucht und Liebe schimmert? Es gleicht einem wunderbaren, reinen Krystall, in dem sich eine Fülle himmlischer Bilder spiegelt.

Die heilige Zähre der Andacht ist ein flüssiger Diamant, gleich den Thautropfen, die aus Blüthenkelchen der Morgensonne entgegenfunkeln; in jeden derselben hat die gütige Natur einen Friedensbogen gelegt, der in prismatischer Strahlenbrechung die Farben der Hoffnung und der Freundschaft, des Glaubens und der Liebe zeigt.

Freundestrost und Freundesliebe legen sich wie ein köstlicher Balsam auf das verwundete Menschenherz, und die Thräne des Mitgefühls, die ein Freund dem Schicksal des Freundes weint, ist die schönste Perle in eines Engels Krone.

Die Zähren des Mitleids und der Erbarmung werden zu Edelsteinen in der Krone des Gerechten.

Die Thränen der Dankbarkeit sind stumme Boten, die an die Himmelspforte der Vergeltung klopfen, und sie bleibt ihnen nicht verschlossen.

Thränen der Freude sind Blüthen aus Eden, Paradiesesrosen, die dem, der sie weint, die Ah-

nung von der Seligkeit der Engel zuwehen, und sich für ihn zu himmlischen Kränzen winden.

Die Zähren der Rührung gleichen dem Thau, der im Mondesstrahle sanft erglänzt; sie sind eines fühlenden Herzens Verkünder, und stehen mitten inne zwischen Lust und Wehmuth. Aber verschieden von ihnen sind die Thränen der Empfindelei, und die krankhaften Zähren des Melancholikers, und die jener Rührung, die nur das Phlegma eines spirituösen Destillats sind.

Und jeder Schmerz hat seine Thränen.

Zähren der Wehmuth und Trauer seyen uns stets heilig; sie sind eine unschätzbare Gabe des Himmels, sie mildern das Weh der bangen Brust, sie brechen mit sanfter Magie den unendlichen Schmerz, sie machen den Kummer leichter ertragen.

Thränen des Kindes sind tropfende Frühlingswölkchen; die Sonne blickt immer wieder hinter ihnen freundlich und schön auf Fluren voll Hoffnungen nieder.

Thränen der gekränkten Unschuld sind glühende Feuertropfen, die brennend auf die Seelen derer fallen, die sie auspressen.

Die Thränen der verachteten, gemißhandelten, in den Staub getretenen Menschheit sind laute

Kläger, die am Throne Gottes stehen, und Wehe rufen über die Verfolger.

Thränen wahrer Reue sind eine Saat künftiger Tugenden; ein milder Thau, der das verhärtete Land des Herzens befruchtet; wer sie weinen kann, ist noch nicht verloren.

Aber die Krokodilsthränen erheuchelter Reue sind ein Gräuel vor dem Herrn, sie sind ein Strom, der im Sande der Wüste verrinnt; sie sind, gleich dem Feigenbaum, der keine Frucht trug, verflucht.

Zähren des Abschied = und Trennungschmerzes gleichen den Thauperlen, die des Bächleins rieselnde Welle auf dem Vergißmeinnicht zurückläßt, das von ihr im Vorübereilen geküßt wurde.

Zähren der Armuth sind stille Gebete, die die Verheißung wecken: Die mit Thränen säen, sollen mit Freuden ärnten.

Thränen, die in unglücklichen Ehen fließen, sind Scheidewasser, das auf immer Frieden und Freude, Liebe und Herzen theilt und scheidet.

Die Thränen der Sehnsucht sind wie Wölkchen, die, im Abendgolde glühen, und der gesunkenen Sonne nachzuschwimmen scheinen, aber sie zerrinnen im Aether. Wir weinen oft der entschwunde-

nen Sonne unseres Glücks nach, aber unsere Thränen rufen sie nicht zurück.

Thränen unglücklicher Liebe sind Wermuthstropfen in den Becher jeglicher Lebensfreude.

> Denn Thränen ärntet, wer auf Hoffnung sät,
> Dem Schmerz vermählt sich hoffnungslose Liebe.

O wie bitter sind die Thränen, die unerhörte Liebe auspreßt! Ist es doch, als wühlten Dolche im Busen, und trieben aus den Augen das warme Blut des Herzens. Aber Thränen der gekränkten Liebe? — Sie sind stumme Mahner, aber sie donnern dennoch lauten Vorwurf in die schuldbewußte Brust.

Die Zähren, die ein schuldlos Gerichteter vergießt, fallen schwer in die Schaale des Gerichts, und ziehen sie nieder. Wehe dem Ungerechten!

Die einzelnen grimmigen Thränen des Zornes und der Wuth sind Oel in das Feuer der Rache.

Die Thränen des Aergers und Mißmuthes sind nur Aprilschauer, wenn sie nicht zu Thränen der Bosheit werden, dann aber sind sie ein Giftthau, der jede schöne Blüthe besserer Empfindungen schon im Keime erstickt, denn auch das Laster hat seine Thränen, und die des Neides, Eigensinnes, der Mißgunst, gleichen dem verderblichen Hagelschlag,

sie vernichten die künftige Aernte, und lassen im Herzen eine tödtliche Kälte zurück.

Zähren des Heuchlers sind Artefakten, die sich zu denen des wahren Gefühls wie falsche Münzen zu ächten verhalten.

Thränen der Buhlerinnen sind Aqua Toffana.

Auch Thränen haben ihre Symbole. Perlen bedeuten Thränen; die immer grüne Cypresse, die schlanke Birke neigen ihre hängenden Zweige auf Trauermonumente nieder, und das leise Wehen der Nacht säuselt in den Thränenweiden von Babylon.

Und das Thränengras (Coix lacrima) wuchert in dem unglücklichen Hellas, und auf den Inseln des Archipels, wo Thränenbäche und Blutströme geflossen.

Aber auch jene Thränen sah und zählte der Allerbarmer, und hat ihnen ein Ziel gesetzt nach seiner unerforschten Weisheit. Und die, die dort mit Blut und Thränen säten die Saaten der Freiheit, auch sie haben mit Freuden geärndtet, wenn nicht den Siegeslorbeer im irdischen Gefilde, doch die Palme droben, und des Martyriums leuchtende Krone.

Dort wird nicht seyn Leid noch Geschrei; dort fließt keine Kummerzähre, kein Laut des Jammers wird dort vernommen; und wandeln auf den goldenen Sternen selige Engel mit verklärten Leibern, und können sie weinen, so wird jede ihrer Thränen nur ein Ausfluß seyn von der ewigen Liebe Quell im Auge Gottes.

V.

Von einigen alten deutschen Sprüchwörtern.

Die Spruchweisheit unserer Vorfahren steht keiner anderer Völker an Naivität und tiefem Sinne nach; oft ist sie bei hoher Einfalt sehr ergötzlich, und vielfach deutsam. Ich habe eine ganze Sammlung alter deutscher Sprüchwörter vor mir, und wähle einige aus, die jetzt verklungen sind im Munde des Volkes; ich schicke sie auf's Neue in die Welt, und gebe jeglichem zur Begleitung das mit, was sich mir aufdrängte, als ich sie las; vielleicht findet das leichte, harmlose Wort eine gute Statt im Gemüthe meiner Freunde und Leser.

Der Zahn beißet oft die Zunge, und bleiben doch einig.

Ein Sprüchlein für Eheleute, daraus sie lernen sollen, einträchtig und verträglich mit einander zu leben; der Zahn ist der Mann, und die Zunge ist das Weib, wie denn Erfahrung lehret, daß die Zunge gar oft des Weibes hauptsächlichster Theil, so daß sie es sinnbildlich repräsendiren

kann, weich, geschmeidig, glatt, zartgebaut, das sind lauter Beinamen, die beide auf Weib und auf Zunge gleich gut passen. Einem Mann kommt oft Trübes und Verdrüßliches in den Weg, das ihn mürrisch macht und rauh, und da entfährt ihm wohl zuweilen ein hartes Wort, das die Frau kränkt; wenn sie aber ihre Pflichten kennt, und den Mann lieb hat, wird sie die Zunge seyn, die der Zahn auch ohne seinen Willen gebissen, und schweigen; das ist freilich eine Kunst für eine Weiberzunge, aber je weiter sie es in dieser Kunst bringt, desto größer wird ihr Ruhm seyn, noch größer aber — ihre Ruhe.

Aber es sollen nicht allein Frauen dieses Sprüchlein beherzigen, es giebt eine Lehre für Alle. Murrt nicht, klagt nicht, wenn ein trübes Schicksal seinen Zahn auf euch wetzt! ruft es Allen zu. Seyd wie die Zunge, die der Zahn oft beißt, und die doch einig bleiben. Es kommt eine Zeit, wo der Schicksalzahn stumpf wird, oder ausfällt, und ihr ferner ungebissen bleibt.

Wenn Zahn auf Zahn beisset, da knirrscht es, darum nicht stets widerbellen. Und zumal soll der schwächere Theil sich nicht auflehnen gegen den stärkeren, und ein Beispiel an der Zunge nehmen.

Wäre sie von Knochen, so würde sie in Splittern zermalmt von den Zähnen; wäre sie Eisen, so bissen sich die Zähne aus, wäre sie Blei, so bekäme sie Löcher und tiefe Eindrücke, so aber ist sie von Fleisch, und weich, und biegsam, da bleibt sie mit den Zähnen einig. Selig sind die Friedfertigen. So viel von dem Zahn und der Zunge.

Das wäre ein bös Spiel, da allezeit eitel Schellen, und nimmer Herz gewählet würde.

Ein tiefwahres, schönes Sprüchwort, von der deutschen Spielkarte hergenommen, die bekanntlich in die vier Farben: Eichel, Schellen, Laub und Herz zerfällt, und gar reicher Deutung fähig ist, wie ein genialer Freund von mir der Welt zu Nutz und Frommen dargethan. *)

Das Sprüchwort geht auf Menschen, die einen ewigen Bund mit einander zu schließen gedenken, und etwa in der Wahl noch schwankend und bedenklich sind.

Nun ist die Frage, was bedeutet Herz, und was bedeutet Schellen?

---

*) Siehe das Buch: Vier Farben, das ist: Die Erklärung der deutschen Spielkarten, von C. Herloßsohn. Leipzig, Taubert, 1828.

Antwort: Schellen ist das Geld, denn es klingelt wie Schellen, Herz aber ist das gute Gemüth, die liebevolle Seele, die treue Anhänglichkeit, die wahre, sich selbst aufopfernde Freundschaft und Liebe. Gesetzt nun den Fall, es will einer heirathen, und hat in der Ehestandskarte Herz und Schellen in der Hand, spielt Herz aus, und behält Schellen, der hat ein böses Spiel. Das ausgespielte weggeworfene Herz wird gestochen von Gram und Schwermuth, und sein eignes von Reue und Leid, das sind vier böse Trümpfe.

Ferner ist Schellen: der überlegene Verstand, die List, die Tücke, und Herz ist die Arglosigkeit, die Taubeneinfalt, die Unschuld. Wehe, wer nur nach dem Schellenklang des Witzes jagt, wehe, wer nur vor der Sonne des Genius kniet, und die tiefen Schatten des Gemüths nicht wahrnimmt, oder mit Absicht übersieht! er wird es bereuen; er wird seufzen, wo er lächelte, wird weinen, wo er Beifall jauchzte, wird verfluchen, wo er anbetete. Und war nun vollends bei dem letzten Schellen auch das erste, wurde nicht, wie oft geschieht, die Beschränktheit mit goldnem Schleier überhüllt, verbünden sich Reichthum und Scharf=

sinn, dem Wähler zu Quälern zu werden, dann hat er ein böses, böses Spiel, denn der Reichthum wird geizig, und der Scharfsinn boshaft, die Hölle auf Erden ist fertig, und der höllische Wenzel sticht alle Trümpfe der Lebensfreuden.

Ferner ist Schellen: die Schönheit, das glänzende Aeussere, der Kleiderprunk, die höfische Sitte, der **bon ton**, das **savoir vivre**, die **conduite**, das angenehme Talent, viel über nichts zu sagen, die Zwergfelle zu erschüttern, sich mit Galanterie in den Cirkeln zu bewegen, unaufhörlich von sich selbst zu reden ꝛc. ꝛc.; und Herz ist die stille Demuth, die Bescheidenheit, die Zaghaftigkeit, die innige Anerkennung fremden Verdienstes, die Zurückgezogenheit u. s. w. Wer nun denkt, in erstgenannten Dingen und Künsten bestehe allein des Lebens Werth und Würze, sey allein Glück und Ruhe und Zufriedenheit zu finden, der wählet eben allezeit eitel Schellen, und hat ein böses Spiel, denn ehe er sich's versieht, hat er sich im Eifer, nach Tand zu jagen, verworfen, und man sieht ihm in die Karten, man sieht, daß sein Kopf hohl ist wie eine Schelle, und daß es ihm am besten fehlt, nämlich am Herzen. Ein solcher wird nicht nur von andern betrogen, son-

dern er täuscht und betrügt sich selbst — um sein Selbst.

Endlich ist Schellen: das leere, geist- und gemüthlose Aufbauen unfruchtbarer philosophischer und anderer Systeme, und Herz dagegen der klare richtigdenkende Verstand, das fühlende, tiefempfindende Gemüth. Beide verhalten sich wie entgegengesetzte Pole. Jene Systeme und Hypothesen klingen oft ganz überprächtig, wie silberne Schellen, sind aber auch so hohl wie sie, und die Köpfe ihrer Erbauer deßgleichen. Es ist ein Geklingel, das der Wind entführt, es findet weder im Gemüthe noch im schlichten Menschenverstand ein befreundetes Echo.

Noch ist Schellen: Charlatanerie, Pedanterie, und Dilettantism aller und jeder Art, und wenn wir uns ein wenig selbst prüfen wollen, so wird uns unser Herz sagen, daß wir alle ein wenig Schellen in der Hand oder am Käppchen haben, jeder nach seiner Weise; aber das schadet nicht, es dient zum Vergnügen, nur nicht allezeit eitel Schellen sollen wir wählen. Und so viel von Herz und Schellen.

Es ist kein Dünger dem Acker so nütz,

als den der Herr mit seinen Füßen darauf trägt.

Ein goldner Spruch für den Landmann; er sollte ihn unter Glas und Rahmen in seiner Stube hängen haben, und mit rother Dinte ein Merks darunter schreiben; doch paßt es für jeden Hausvater.

Gesinde feiert gern, außer bei'm Tanz und bei der Schüssel. Wenn dein Knecht früh an den Acker zieht, und weiß: der Herr kommt heute nicht, sieht nicht nach, was ich thue, morgen kommt er vielleicht auch nicht, so haben deine Ochsen einen guten Tag, denn der Knecht macht sich's und ihnen bequem. Muß er aber in jeder Viertelstunde deines Kommens gewärtig seyn, da ist es ein ander Ding, da geht es rasch vorwärts, und das Tagwerk wird redlich gethan; alles geschieht zu seiner rechten Zeit, die für Saat und Aernte bestimmt ist, und der Acker ist wie ein Stück Vieh; wird das vernachlässigt, so wird es krank, und sein Nutzen verringert sich, ebenso bei'm Acker. Darum, je öfter der Herr darauf geht, und zum Rechten sieht, ob auch alles gethan wird, wie er es befohlen, je besser wird es gethan, je lohneuder wird die Aernte, wenn Gott

sie behütet. Ein fauler Diener nickt zu allem, was du ihn heißest: ja; aber wenn du dich nicht darum kümmerst, ob er es thut und vollzieht, kannst du lange warten. Solches meint das Sprüchwort. Aber geht es allein den Landmann an? O nein, jede Haushaltung ist ein Acker, der Früchte tragen soll, aber auch mit rechtem Fleiße abgewartet seyn will, damit kein Unkraut darauf überhand nehme. Da sollen aber Herr und Frau Ordnung erhalten, denn Ordnung und Thätigkeit sind es, die den Haushalt fruchtbar und ergiebig machen. Sie sollen seyn ein Gespann, das zusammen den Pflug zieht, darum wird die Ehe ein Joch genannt, wenn sie aber Liebe und Eintracht zu einander im Herzen tragen, so tragen sie ein sanftes Joch und eine leichte Last, und ihr Acker trägt gute Früchte.

Wenn aber der Herr meint, das Wirthshaus wäre sein Acker, den er fleißig begehen müsse? denn mancher hat so seine eignen Ansichten vom Leben; wie dann? Das ist kein Herr mehr, sondern ein Fröhner; der muß seinen Gelüsten fröhnen, und wenn sein Acker zu Grunde geht, hat weder der liebe Gott, noch der Acker, noch der Knecht die Schuld, es fehlt ja nur am rechten

Dünger. Dieß ist genug vom Acker und seinem Herrn.

Man soll auf ebenem Wege keinen Hügel suchen.

Darin steckt mehr als eine gute Lehre für Junge und Alte, Vornehme und Gemeine.

Gleich vorn herein sieht das Sprüchwort aus, als sey es ein Bruder von dem: Wo nichts ist, hat der Kaiser selbst sein Recht verloren, und das könnte auch damit gemeint seyn; aber es steckt mehr dahinter.

Da ruft es uns zu: Seyd zufrieden! Wandelt auf dem ebenen Wege der Zufriedenheit durch das Leben, sucht keine Goldhügel, denn ihr findet doch keine. Wenn einer sein erträgliches Auskommen hat, aber auf einmal anfängt, sein Einkommen der Lotterie zuzuwenden, so ist das Glück des Gewinnes der von ihm gesuchte Hügel, den er nicht findet, wohl aber Vertiefungen und Risse, über die er stolpert.

Ferner ruft uns das Sprüchwort zu: Seyd einträchtig! Es giebt Leute, die immer und überall Händel suchen, die ohne Zank und Streit nicht leben können; cholerische Naturen, zu deren Gesundheit es beiträgt, sich von Zeit zu Zeit ein=

mal tüchtig zu ärgern. Die brechen die Gelegenheit zum Streit vom Zaune, sie suchen auf ebenem Wege Hügel. Wem aber es durchaus Noth ist, seinem Körper bisweilen eine angenehme Erschütterung durch Aerger zu verschaffen, und sein Leben wie seine Umgebung bieten keine Gelegenheit dar, dem wollen wir einen guten Rath geben: Erbaue, sollte es auch nur ein Hühnerstall seyn, und sey gewiß, daß er Hügel genug finden wird. Deßgleichen sagt ein Sprüchwort: Ein Disputirer sucht den fünften Zipfel am Sack, auf ebenem Weg einen Hügel. Ferner sagt das Sprüchwort: Laß das Heimweh nicht in Dir aufkommen, wenn Deine Verhältnisse Dich an einen Ort binden, wo Dir ein wenig unbehaglich zu Muthe ist, sonst fühlst Du ein doppeltes Mißvergnügen; schicke Dich in Zeiten, Ort und Menschen, oder lerne es, Dich überall in diese drei zu schicken, dann wird Dir das ubi bene, ibi patria einleuchten. Wenn Du in Leipzig spazieren gehst, so suche auf ebenem Wege keine Hügel, sehne Dich nicht nach dem Thüringer Walde; denke nicht: wie ist es dort so schön! sondern: Wie ist es doch hier auch so schön. Wenn Du in Berlin bist, mußt Du die sächsische Schweiz

nicht suchen, auf der Lüneburger Haide nicht die Tyroler Alpen.

Endlich sagt das Sprüchwort: Seyd thätig! Erwartet nicht, daß Euch die gebratenen Tauben in den Mund fliegen sollen. Erwartet nichts vom Ungefähr und Zufall; das Außerordentliche ereignet sich nur selten, darum eben ist es außerordentlich. Wie Don Quixote mit den Windmühlen focht, suchte er auch auf ebenem Wege Hügel. Denkt immer, daß wir Hügel und Berge genug finden auf dem Lebensweg, die wir nicht suchen und nicht mögen, und doch übersteigen müssen. Fast jede Gegenwart, wenn sie aus dem Schooße der Zukunft geboren wird, bringt die Widerwärtigkeit als Nachgeburt mit, das ist ein steiler Hügel. Und endlich finden wir einen Hügel, über den wir nicht hinweggehen, sondern unter ihn, dann hat alle Fehd' ein Ende, wie es im alten Liede heißt. So viel vom ebenen Weg und Hügel.

Ein Tag bringet, was ein ganzes Jahr weigert.

Ein Trostspruch für alle Hoffenden, Sehnenden, voll tiefer ernster Wahrheit. Oft weigert mehr als ein Jahr unsrer sehnsuchtvollen Wünsche

Erfüllung; fern, fast unerreichbar sehen wir das Ziel unsers Strebens; aber nur muthig bleiben, nur nicht verzagen! Ausdauer ist der Schild, vor dem endlich das Mißgeschick seine Waffe sinken läßt; Beharrlichkeit im Ringen und Streben bleibt selten unbelohnt. Könnte jeder Mensch voraussehen, an welchem Tag ihm die gehoffte Stunde schlagen würde, die ihn plötzlich seinem Ziele näher bringt, er würde traun die Hände in den Schoos legen, und sie ruhig erwarten, so aber, bei immerwährendem Hoffen, bleibt der Geist in reger Spannung, und indem er meint, dann, wenn sich erfülle, was er ersehnet, wolle er des Guten und Edlen recht viel thun; hat er von beiden schon eine reiche Fülle vollbracht, hat sich unvermerkt selbst weiter geholfen, und mag sich selbst einen guten Theil verdanken.

Wer aber in eitler Zuversicht auf dieses Sprüchwort bauen wollte, könnte sich mächtig täuschen. Wer vom Glück erwartet, was ihm seine Thätigkeit verschaffen kann, wird es zu bereuen haben.

Harren, sagt ein anderes Sprüchwort: ist langweilig, macht aber weise; also nicht zum Narren, wie man zu sagen pflegt. Mancher und manche haben das schon erfahren, und hundert Beispiele

ließen sich als Beweise der Wahrheit dieser Behauptung anführen. Doppelt schätzbar wird uns jedes Gut, das wir nach langem darauf Hoffen gewinnen; Erfüllung ist gar eine süße Frucht am Lebensbaume.

Darum ruhig und vertrauend im Gemüthe, fröhlich und thätig und ausdauernd im Wirkungskreis, ein Tag bringt, was ein ganzes Jahr weigert! —

Mancher ist wie ein Schild am Wirthshaus, der vermahnet andere Leute einzukehren, und bleibt selbst draussen.

Dieses Sprüchwort geht auf Viele, die sich's nicht dünken lassen. Beim ersten Anschein sollte man meinen, es ziele vornehmlich auf die Prediger, von denen es heißt: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken; aber nächst diesem haben es Alle zu beherzigen, die Honig im Munde, und Galle im Herzen, Ehrlichkeit im Munde, und den Schalk im Busen haben. Ja Mancher hütet sich gar wohl, in sein eignes Innere einmal einzukehren, weil es darin aussieht, wie in einer recht schmutzigen Wirthsstube, wo auskehren sehr Noth thut; und wenn ein solcher sein Inneres aufzuschließen beginnt, nachdem sein

Mund die Einladung zur Einkehr ergehen lassen, da verliert man allen Appetit, und bleibt gern draußen. Mancher bleibt auch deßhalb draußen, weil er weiß, daß da drinnen, wohinein er die Leute gelockt und geladen, nichts zu sehen und zu bekommen ist, oder weil er sich schon satt daran gesehen.

Viele Dichter und Schriftsteller besingen und beschreiben mit wunderherrlichen Worten die Reize der Tugend und Sittlichkeit, die Würde der Religion, und wälzen sich im Schlamm der Lüste; Salomo's Leben war eine Parodie auf seine Weisheit, die Priester der Alten lachten über des Volkes Aberglauben, die Päpste über den Ablaß und über vieles Andre, darüber sie nicht hätten lachen sollen, und fast sollte man meinen, mancher Philosoph müsse über sein System heimlich lachen, wie über die, so ihm anhängen. Soviel vom Schild und Wirthshaus.

Es meinet einer oft, er will sich wärmen, so wird er beräuchert.

Das sollen sich junge unerfahrne Leute ins Gedenkbüchlein schreiben, denn es heißt mit andern Worten: Trau, schau wem?

Der List ist mehr in der Welt, als der Klug-

heit. Mancher sucht Gesellschaften und Familien auf, bei denen er zu sitzen glaubt, wie in Abrahams Schoos; da sind liebreiche freundliche Leutchen, Weiber zumal, bald lustig und fröhlich, bald gemüthlich und empfindsam, bald fromm und andächtig, je nachdem der Wind weht; gehe nur hin zu denen, und wärme Dich, Du wirst beräuchert werden, oder Dein Geldbeutel, daß ihr beide dünn und mager werdet, wie ein Pickling, der zuvor, ehe er in den Schlot kam, ein Vollhäring gewesen.

Gehe nur mit lustigen Brüdern in Zech= und Spielgelage, es wird Dir baß warm werden von dem Qualm, mit dem sie Deine Augen umnebeln, und was noch schlimmer ist, Deinen Verstand.

Wenn Dich Jemand ins Angesicht lobt, der Dich nicht einmal ganz genau kennt, vor dem hüte Dich, bei dem sollst Du nicht warm werden, denn er streut das Räucherpulver der Schmeichelei auf das Kohlenbecken Deiner Eitelkeit. Im Arm der Liebe durchströmt unser Inneres eine heilige, selige Wärme; wehe, daß die Welt so verderbt ist, daß auch hier noch Vorsicht, ja die größeste, angerathen werden muß. Prüfe genau Gesinnungen, Aeußerungen und Handlungen Deiner Erkornen, ehe Du allzuwarm wirst, denn dann ist Prüfung zu spät; und hüte Dich,

daß Du nicht beräuchert werdest von einem glatten Gesicht und schmachtenden Augen, und süßer Rede, und glänzendem Talent, denn wenn diese Ingredienzien zweckmäßig gemischt werden, und auf die Kohlengluth der Sinnlichkeit gestreut, so geben sie ein Räucherpulver ab, das Kopf und Herz total umnebelt. Erforsche eines Mädchens Ruf; ist der nicht untadelhaft, dann wird Dir, wenn Du bei ihr warm geworden, der Asafötida-Geruch der bösen Nachrede schon in die Nase dampfen, und Du wirst dermaßen beräuchert werden, daß sich Alle von Dir abwenden, denen sonst in Deiner Nähe wohl war.

Es ließe sich noch viel von warm und beräuchert werden sagen, soll aber damit genug seyn. Wenig mit Liebe. —

Es steckt viel Ehre und Freundschaft in einem Weinfaß.

Ein herrliches wahres Sprüchwort! Es steckt noch viel mehr in einem Weinfaß: Freude, Lusttaumel, Versprechungen, Rührung, Begeisterung, Zank und Fehde, Friede und Versöhnung, frischer fröhlicher Muth, Witz, Beredsamkeit u. s. f.

Glücklicher, der Du im Besitz eines oder mehrerer wohlangefüllter Weinfässer bist, Dir blühen

lächeln und winken Ehre und Freundschaft. Jeder, den Du zum Frühstück ladest, jeder, der an Deiner Tafel schmaust und zecht, grüßt Dich achtungsvoll, wenn Du ihm begegnest, drückt Dir mit Wärme die Hand, nennt Dich seinen herrlichen Freund, seinen edlen Gönner, Du gönnst ihm ja Deinen Wein, folglich bist Du sein Gönner, und in Gesellschaft rühmt man Deinen Witz, Deine stets heitre Laune, Deine Gastlichkeit; Du kannst auch leicht Vorsteher im Casino, in der Erholung, in der Concordia oder Harmonie werden, denn Dein Wein stimmt alle Gemüther zur Eintracht und Harmonie, die sich bei Dir erholen. Die Dichter Deines Orts besingen Dich in feurigen Oden, preisen Dich einen Mäcenas, und fröhlich dankbar vergnügst Du sie mit einigen Flaschen Champagner; die Nicht-Dichter wissen Dir auf andere Art eine Ehre anzuthun; sie bitten Dich zu Gevatter; Du richtest die Taufe aus, und taufst die Freunde mit dem Feuer Deines ungetauften Weines.

Sorge nur, Liebster, stets für volle Fässer; ausgehen lassen darfst Du das edle Gut bei Leibe nicht, sonst — ja sonst hat die Herrlichkeit ein Ende; da sagen Dir die Ehre und die Freundschaft Valet, wie die Jugend dem Vierziger. Doch

einen Trost noch, Bester, dem vielleicht über kurz oder lang Wein und Wohlleben ausgeht: Wie es viele Weinsorten giebt, so giebt es auch einige Sorten Ehre und Freundschaft. Die, von denen jetzt die Rede war, gehören nicht zu dem, was man beim Wein ein edles Gewächs nennt; es sind Parasiten-Pflanzen, sie schießen auf wie die Pilze und haben auch so rothe Wänglein, wenn sie sich ein wenig angetrunken; vergehen aber auch in einer Nacht. Nur in der Feuchtigkeit halten sie sich lange; je mehr Regen, desto mehr Schwämme, je mehr Wein, desto mehr Schläuche. Die Schwammnatur ist durch alle drei Reiche verbreitet; es giebt sogar Steine, die gerne trinken, und einen viel frischern Glanz bekommen, wenn sie beregnet werden.

Man könnte das Sprüchwort auch also ändern: Es stecket viel Ehre und Freundschaft in einem Geldbeutel. Versteht sich, darf er nicht leer seyn; wäre er leer, so wären ja Ehre und Freundschaft auch nicht darin; voll muß er seyn, recht voll; für jene beiden findet sich doch noch ein Räumchen; aber nicht verschlossen darf er seyn, recht oft ausgeleert muß er werden, und wieder gefüllt; je mehr Du traktirst, je mehr Du freiwillig verlierst, oder verborgst, ohne Wiederzah-

lung zu fodern, desto größer ist Dein Ruhm eines Mannes, der zu leben weiß, der ein Haus macht, desto mehr Ehre und Freundschaft wird Dir zu Theil, und dann kannst Du auch allenfalls das Weinfaß entbehren, Du darfst den Wein nur korbweise bei'm Schenken holen lassen. Man wird Dich tausendmal hoch leben lassen, wird Dir und sich Methusalems Alter wünschen, Dir und Deinem Geldbeutel und Deinem Weinfaß. Noch hundert Jahre so wie heute!! tönt es in die Runde bei fröhlichem Becherklang, aber prosit die Mahlzeit; entweder kommt der Tod, oder der Bankerott, oder die Armuth, schlagen Allen hohnlachend ein Schnippchen, und sprechen: Nun genug von Ehre, Freundschaft und Weinfaß. —

VI.

Die Engel des Lebens.

Thema.

Heiter bin ich oft gewesen,
Bei den Freuden lauter Feste,
Froh im Kreise lieber Gäste,
Die mein Herz sich auserlesen.

Agnes Franz.

Heiter bin ich oft gewesen,
Wenn ich, wandelnd durch die Flur,
In dem Buche der Natur
Von des Vaters Huld gelesen.

Wenn der Lenz die Schwingen regte,
Wenn die Ahnung hoher Lust,
Und die Freude jede Brust
Selig füllte, froh bewegte.

Wenn ich auf den Bergen stand,
Und die ersten Blumen fand,
Wenn, im Gold der Morgenröthe
Mich der Hauch des Herrn umwehte;
Und ein hoher Jubelklang
Alle Räume froh durchdrang,
Hier in Tönen, dort in Worten,

Von des Aufgangs lichten Pforten
Bis zum fernen Niedergang.

Wenn des Himmels Sternenpracht
In der hellen Winternacht
Meinen Geist emporgehoben
Dorthin, wo die Sonnen ziehn
Einen Strahlenkranz um Ihn,
Den der Sphären Donner loben.

Wo im ew'gen Lichtes Glänzen
Ew'ger Frühling Blüthen streut,
Die der Herr den Duldern beut,
Welche Engel dort bekränzen.

Seligheiter war ich dann,
Schon ein Bruder jener Wesen.
Selig, wer so sagen kann:
Heiter bin ich oft gewesen

Bei den Freuden lauter Feste
Hat sich nie mein Herz verschlossen;
Fröhlich hab' ich mitgenossen,
Wählend hier und dort das Beste.

Einmal blüht der Jugend Glück;
Ihre heitern Wonnestunden,
Ach, sie kehren nie zurück,
Sind sie einmal uns entschwunden.

Herrlich, wenn im hellen Saale
Froher Jubelruf ertönt,
Und das Läuten der Pokale
Liedesmelodie verschönt.

O, da schwebt die holde Freude,
Schön bekränzet, leicht geschürzt,
Durch die Reihen hin, und würzt
Wein und Mahl der frohen Leute.

Und der Scherze heit're Völkchen
Zieht aus seinem stillen Haus,
Buntbeflügelt, leicht heraus,
Keine Stirne trübt ein Wölkchen.

Horch! Nun tönen Flötenklänge
Lieblich, wie ein Feentraum,
Durch den kerzenhellen Raum,
Und von Neuem jauchzt die Menge,
Und es drängt sich Paar an Paar.
Scherzend, kosend, neckend, winkend,
Blick im süßen Blick versinkend,
Steht der Tänzer heit're Schaar.
Und dann schwebt der sanfte Reigen,
Wie sie Arm in Arm sich drehn,
Lächelnd flüstern, lächelnd stehn,
Und sich fein und zierlich neigen!

Ja, die Freude ist nicht fern;
Wo sich gute Menschen finden,

Die zum Frohseyn sich verbinden,
Weilt der Segensengel gern.

Ist der letzte Ton verklungen,
Ist der laute Schwarm zerstreut,
Der so harmlos sich gefreut,
Sieh — da ruft Erinnerungen
Zart und licht die Phantasie,
Und in lieblicher Magie
Schlingen sich die Zauberkreise,
Tönt noch einmal, leise, leise,
Halb im Traum die Melodie.

Wenn Dir Freude Blumen streut,
Scheuche nicht die gute Gabe,
Die des Lichtes Engel beut.
Glücklich, wem sie bis zum Grabe
Sich zur Führerin geweiht.
Fröhlich leben ist das Beste,
Drum ist glücklich, wer sich freut
Bei den Freuden lauter Feste.

Froh im Kreise lieber Gäste
War, und bin ich immer gern!
Heller, reiner strahlt kein Stern
An des Himmels blauer Feste,
Als der Freundschaft Himmelslicht,
Die so mild in's Leben flicht
Rosen, wo nur Dornen schmerzen,

Die zu dem gebeugten Herzen
Wie ein Friedensengel spricht.

Freundschaft, die in dunkler Kammer
Zu dem Dulder hin sich neigt,
Ihm ein Herz voll Liebe zeigt,
Thränen hat für seinen Jammer.
Und ihm hülfreich reicht die Hand
Auf dem Pfad voll Nacht und Grauen,
Und ihn läßt das heitre Land
Einer schönern Zukunft schauen.
Bis der wilde Schmerz sich legt,
Bis das Auge, gramerblindet,
Hoffnung sucht, und Liebe findet,
Und das Herz beruhigt schlägt. —

Freundschaft giebt dem Leben Weihe,
Giebt der Freude Harmonie.
Alle Guten einet sie,
Führt den Feind zur frühen Reue,
Daß er willig reicht die Hand
Zur Versöhnung, und auf's Neue
Knüpft sie das zerrißne Band,
Heiligt sie den Schwur der Treue.

Freundschaft weilt beim frohen Mahle,
Wo den Becher sie kredenzt,
Und auf ihrem Altar glänzt
Strahlenrein die Bundesschaale.

Und ein frohes Lied erhebet
Wohl den guten Genius.
Händedruck und Bruderkuß,
Wenn der letzte Klang verschwebet.
Auf die kleine treue Schaar
Blickt ein Brudersternenpaar.

O Du reiner Liebesstern,
Nur den falschen Herzen fern,
Strahle fort im hellen Licht,
Deinen Schimmer trübe nicht
Selbstsucht, Bosheit oder Tücke!
Selig, wer in Deinem Glücke
Freude sucht und Freude findet,
Sich mit Guten nur verbindet.

Heiter sieht er sie entfliehn,
Seines kurzen Lebens Reste;
Bis zum Tode seht ihr ihn
Froh im Kreise lieber Gäste.

Die mein Herz sich auserlesen,
O wie lieb' ich sie so sehr.
Aus der Leiden Nacht genesen,
Fühlt' ich keine Schmerzen mehr.

Liebe soll den Geist beleben,
Liebe das Gefühl durchglühn,
Liebe soll uns Kränze weben,
Die nicht welken und verblühn.

Mir auch hat sie hold gelächelt,
Hat in ihrem Zauberland,
An der Bäche Blumenrand
Mich mit Zephyrhauch umfächelt.

Preißet reich des Sängers Leben,
Reich an Liebe, reich an Lust,
Denn er kann mit freier Brust
Selig über Sonnen schweben;
Seiner Hoheit sich bewußt,
Darf er nach dem Höchsten streben.

Oft auch ist er reich — an Schmerz,
Und er richtet erdenwärts
Augen, die den Himmel fanden,
Bis die Kraft ihm wiederkehrt,
Bis, trotz harter Kummerbanden
Sich der Schmerz in ihm verklärt,
Wie der Phönix auferstanden,
Den der Flammen Gluth verzehrt.

Du, Natur, mit Deiner Fülle
Reiner Freuden, bist ja mein,
Ob Du ruhst in Winters Hülle,
Ob Du prangst im Sonnenschein.

Freude, Du, die hold und heiter
Sich die Stirn mit Blumen schmückt,
Hast ja auch für mich gepflückt,
Und so pilgr' ich ruhig weiter.

Freundschaft, Du hast mich erhoben,
Hast mein Leben reich begabt,
In der Schicksalstürme Toben
Hat mich oft Dein Kelch gelabt.
Eine Paradiesesflur
Bist Du, Liebe, mir gewesen.
Liebe, Freundschaft und Natur,
Mit der Freude im Vereine,
Sind die Engel, die ich meine,
Die mein Herz sich auserlesen.

VII.

Philosophie und Poesie.

Ich lag träumend im Walde, über mir Laubgrün mit singenden Vögeln, rings umblüht vom tausendgestaltigen Leben der Natur. Von ihren Armen hatte ich mich gehoben gefühlt, wie eine Mutter thut mit ihrem Kinde, sie hatte mich in den Schlaf gesungen. Es wehten Halmen um mich, Blätter rauschten, Gräser säuselten, Blumen nickten, auf ihnen saßen glänzende Käfer, und Schmetterlinge umgaukelten sie. Ich war mit dem Gedanken eingeschlummert, daß die Natur ewig die größte Dichterin sey, voll unendlichem Zartsinnes, voll unnachahmlicher Kunst, voll überschwenglicher Kraft und Fülle, und daß sie nimmer könne übertroffen werden. Und im Traume spannen sich meine Gedanken fort. Mir war, als sey ich in einem Zaubergarten, voll wunderbarer Bäume, großer und herrlicher Blumen, sü-

ßen Duftes, und ich sah zwei Feengestalten, ernst und schweigend, sinnend und wundersam umschlungen durch die Gänge wandeln, so daß es oft war, als sey es nur eine Gestalt, dann waren es aber doch wieder zwei; auch gewahrte ich, daß die Eine zuweilen holdselig lächelte, und hie und da eine Blüthe abbrach, und einen Kranz flocht, die Andere aber immer ernst blieb. Ich selbst sah mich auf einer Moosbank, nicht fern von mir plätscherte eine Fontaine, über mir rauschten Baumwipfel, und endlich war mir, als umflüstre es mich mit geisterhaften Stimmen, und als eine sich das Wellengeplätscher, das Säuseln in den Baumblättern, und die Stimmen der Sänger auf den Zweigen mehr und mehr zu einem hohen Liede, das mir ganz verständlich war, das ich aber nimmer nachzusingen im Stande bin, von dem nur noch ein schwacher Nachhall in mir tönet, dessen Rhytmus auch keine irdische Metrik nachzubilden vermag. Folgendes nur behielt ich in schwacher Erinnerung:

Die dort vereint wandeln, sind die Himmlischen, die von den Sterblichen Poesie und Philosophie genannt werden.

Die Menschen träumen oft von beiden, und nennen sie Begriffe, wiewohl sie sie nicht begreifen können.

Poesie ist eine klare Quelle des Haines, die Leben sprudelt, und an welcher die Vöglein den Frühling grüßen.

Philosophie ist ein tiefer Brunnen, auf dessen Grund Nacht schwebt, und den noch Keiner recht erforscht hat.

In der Philosophie offenbart sich das Göttliche menschlich.

In der Poesie offenbart sich das Menschliche göttlich.

Philosophie denkt, was Gefühl sey.

Poesie fühlt, was Gedanken sind.

Philosophie ist ein Phönix, der sich ewig verjüngt, der wiedergeboren wird von den Jahrhunderten.

Poesie aber ist eine Rose, die jeder Frühling neu ins Leben küßt; sie ist eine Nachtigall, deren Lied die Herzen bezaubert und fesselt. Und stirbt Poesie, so stirbt sie singend, wie der Schwan.

Philosophie ist die Erzieherin der Menschheit. Sie lehrt die Tugend und das Recht, der Ernst

des Lebens waltet in ihrer Schule, und predigt vom Denken.

Poesie ist die Wiege der Geschlechter, sie lehrt den Frohsinn und die Frömmigkeit. Sie streut Blumen auf den Lebensweg, und jede Blume ist reine Freude.

Die Menschen reden von alter und neuer Philosophie, und von alter und neuer Poesie — das sind Träume. Ganges und Euphrat rauschen noch in ihren Betten. Die Erde wandelt noch um die Sonne genau in derselben Zeit, wie in den Tagen des Pythagoras; der Mond zeigt ihr immer noch sein altes blasses Angesicht.

Die Geschlechter der Menschen kommen und gehen, aber unbemerkbar. Die Kommenden bringen weder Poesie noch Philosophie mit in das Leben; die Gehenden nehmen sie nicht mit sich fort. Beide sind ewig, so können sie niemals jung und neu, niemals bejahrt und alt seyn.

Der strebende Menschengeist ahnet in Poesie und Philosophie die Göttlichkeit, aber ganz erfassen kann er sie nimmer.

Er hat die Poesie mit Regeln gebunden und die Philosophie mit Systemen gefesselt, beide aber sind freie Geister, sie spotten der Ketten. Sie sind

sich selbst Ordnung und Gesetz, und von Ewigkeit bedingte, unausgesprochene, aus Gottes Geist geborne Wahrheit.

Die Philosophie umfaßt *ein* Wort; es heißt: *Erkenntniß*, und die Poesie umfaßt *ein* Wort, es heißt *Empfindung*. Beides im höhern, geistigen Sinn.

Erkenntniß ist eine Sonne, die den Menschengeist erleuchtet; sie breitet nach allen Richtungen ihre glänzenden Radien aus, sie erfüllt mit ihrer Klarheit die Welt, und der Geist schwimmt auf ihren hellen Strahlen, und badet sich im Lichtmeer. Und je mehr er in sich einsaugt von dem himmlischen Glanze, desto reicher, froher und seliger wird er, daher die schöne Mythe vom Baum der Erkenntniß. Wer von seiner Frucht ißt, mag wohl zum Gott werden.

Und *Empfindung* ist eine Sonne, die das Menschenherz erwärmt; sie durchdringt mit ihrem heiligen Feuer die Welt, sie ist das Leben, das in tausend Schöpfungen wonnevoll aufjauchzt; sie ist die Liebe, die das Leben selig fortpflanzt. Daher die schöne Mythe von der Bildsäule Pygmalions. Wer empfindet, der lebt, wer lebt, muß auch zu beleben vermögen, sey es körperli-

ches, sey es geistiges Zeugen. Es bleibt stets beides ein süßes, zauberhaftes Wunder, das eben nicht erkannt seyn will, nur empfunden.

Und wie dort der Mensch sich zur Gottheit aufschwingt durch Erkenntniß, oder durch Philosophie, welches dasselbe ist, so steigt hier durch Empfindung, durch Poesie, das Götterbild liebevoll zu dem Menschen herab, und wird seines Gleichen.

Dort ist Leben, ein hohes, reines, erhabenes, göttliches; eine freie, fessellose Seele, eine Psyche voll Wißbegierde.

Und hier ist Leben, ein sanftes, zartes, ahnungsvolles, menschliches; ein warmes, liebendes Herz, ein schlummernder, süßträumender Eros.

Philosophie ist ein ewiger hoher tiefblauer Aether, undurchdrungen und endlos.

Poesie ist ein Paradieses-Garten voll zauberischer Anmuth. Er lächelt hinauf mit klarem kindlichem Liebesblick, und freut sich der reinen Bläue, und seine Palmen streben hinauf, und seine Blumen ranken hinauf, und seine Sänger schweben hinauf, all in tiefer Sehnsucht, und der Aether lächelt nieder, und senkt sich nieder, und umfängt die Blüthenwelt, und eines ist schöner durch

das andere, denn reizlos ist der blaue Himmel über der unendlichen Sandwüste, und reizlos ist das Paradies, wenn Donnerwolken dräuend darüber hangen, oder giftige Nebel es umschleiern.

Darum soll Poesie nicht ohne Philosophie seyn, und umgekehrt, und Erkenntniß nicht ohne Empfindung, und umgekehrt, sonst würde sich der Wissende nicht zu freuen vermögen seiner Erkenntniß, und der Fühlende sich nicht bewußt werden seiner Empfindung.

Beide durchdringen einander — beide umfassen, erheben einander, aber die Menschen wollen sie sondern.

Vielen ist Dichtung nur Erdichtung. Sie wähnen sich eifrige Jünger der Wahrheit und Erkenntniß, und verachten die Poesie, als sey sie eine schöne Lüge.

Philosophie strebt nach Wahrheit, aber wenn sie dieselbe findet, beraubt sie sie ihrer Hüllen, und will sie nackt schauen.

Und Poesie strebt nach Wahrheit, aber wenn sie dieselbe findet, bekleidet sie sie mit schönen, königlichen Gewändern.

Wer die Philosophie verachten wollte, die reine göttliche, der würde dadurch urkunden, daß er

verstandlos, daß sein Geist schlafe, daß er Höheres nie geahnet.

Und wer die Poesie verachtet, jene ewige, in der die Gottheit sich schaffend aussprach, der urkundet, daß er gefühllos, daß sein Herz todt ist, daß er Höheres nie zu ahnen vermag.

Aber es giebt eine Afterphilosophie, die Systeme erklügelt, sich in Formeln zermartert, die mit todtem Wortkram und hohlen Phrasen sich aufbläht, diese mag man getrost abseit liegen lassen, sie giebt dem Verstand keine Nahrung, und dem Geist keine Befriedigung. Ihre Gebäude sind ohne äußern Glanz und ohne inneres Leben.

Und es giebt eine Afterpoesie, die das Alte ewig nachäfft, sich in Metren zermartert, die mit leerem Wortschwall und hyperphantastischen Bildern prunkt, diese soll man vermeiden, sie giebt dem Herzen keinen Trost und keinen Frieden, und dem Gemüth keine Erhebung. Ihre Gebilde sind ohne äußere Schöne, und ohne innere Wärme.

Philosophie aber und Poesie vereint bilden den Geist, veredeln das Herz, und bringen den gesitteten Menschen der Gottähnlichkeit näher.

Damit schwieg das Lied, dem ich gelauscht mit tiefem Sinnen, mit bewegtem Herzen; es erklang,

wie Aeolsharfengesäusel, es löste sich wieder in das Blättergelispel, und Wasserplätschern auf.

Allmählig schwieg auch das Rauschen und Plätschern um mich her, es wurde tief still, mein Ohr horchte noch der Wunderstimme, als sie längst verhallt war; mein Auge blickte nach den Himmlischen.

Und die beiden Wundergestalten schwebten näher zu mir, immer näher. Ihr Angesicht war, wie eines Engels Angesicht; zart, ätherisch, überirdisch. Die Poesie reichte mir den Kranz, den sie geflochten im Lustwandeln, er war recht bunt, ob auch Lorbeer hineingeflochten war, kann ich mich nicht mehr entsinnen, ich glaube kaum. Viele Rosen waren darin, ich fühlte die Dornen.

Und sie hoben sich empor von der Erde; sie schwebten inniglich umschlungen, himmelan, und wie sie allmählich verschwanden, schienen sie mir zwei Sterne zu seyn, dann wurden sie zu einem einzigen, der sehr hell und blendend, wie eine Sonne, strahlte — da erwachte ich.

VIII.

Naturstimmen.

Tausend Stimmen hat die Allmutter, aber nur eine Sprache; in allen Ländern, über allen Meeren, unter allen Zonen nur eine Sprache.

Eine Sprache, die zum Himmel erhebt, eine Sprache, die die Seele entzückt. Ihr Ausdruck ist sanft und leise, aber auch stark und erhaben; ihre Töne sind Harmonie, ihr Klang heißt Wohllaut.

Glücklich ist, wer ihr lauscht, selig ist, wer sie versteht, und sie ist leicht verständlich.

Die Sprache der Natur ist biegsam und melodisch, ihr Gesetz heißt Bewegung, das Todte spricht nicht, ihr Wort ist das Leben.

So ganz Unrecht mochten jene alten Weisen nicht haben, die bald in der Flüssigkeit, bald in der Luft, und dem allumfließenden Aether, das Wesen der Gottheit ahneten, und in der Bewe-

gung das Walten und Weben der Weltseele, des göttlichen *Νους* zu erkennen glaubten.

Ist die Luft, dieses unsichtbare gestaltlose Element, nicht Gottes Hauch, nicht Odem der Allmacht?

Lasset uns lauschen den heiligen Stimmen der Natur, vielleicht daß sie Geheimniße uns offenbaren, vielleicht daß sie Beruhigung tönen in unsere Seele, und den Geist zur Erhebung beflügeln.

Wie labend umwehst Du mich, Morgenluft! Es zieht ein sanftes Wehen und Rauschen durch die Bäume, die blühenden Gräser flüstern, Halme neigen sich zu Halmen, Blätter zu Blättern; welch wunderbares süßes Wehen? Das ist das Morgengebet der Schöpfung. Die Blätter glänzen, und auf Blumen und Gräsern funkelt Thauglanz, und alles schwankt und schimmert, flüstert und rauscht fort und fort; es ist eine Frühlingshymne. Wir ahnen nur ihren Sinn, und wagen ihn nicht zu deuten.

Aber wenn im Herbst die Wälder dumpfer brausen, und stärker sich die Wipfel beugen, und pfeifend der Sturm über die Gefilde saust und um die Wohnungen der Menschen heult, das ist

das Schlaflied der Natur, das sie der Erde singt, ein wenig schaurigen Inhaltes, und die Erde ist dann wie ein Kind, und huscht zaghaft unter die weiße Decke.

Melodisch murmelt die Quelle des Hains, die Ruhe sitzt neben ihr und lauscht dem Gesang der Wellen. Ihr Lied tönt von Friede und Freude, und die Vögel auf den Zweigen singen es nach in ihrer Sprache.

Die Waldbäche rollen geschwätzig über die Steine, von Ort zu Ort erzählt die Welle der Welle, was sie gesehen, welche Ufer, welche Blumen, und was sie gefunden, mit sich geführt, und wieder verloren hat. Es klingt, wie Kindergeplauder, wie Gelispel der Unschuld. Aber der tiefe Fluß nimmt die geschwätzigen Bäche auf, da müssen sie schweigen lernen. Er gleitet hin in stolzer Ruhe, ernst und schweigend, und die Ufer spiegeln sich in ihm, und der Himmel. So wandelt durch verschwiegene Haine ein melancholischer Jüngling, in seiner Seele trägt auch er ein Bild, das zugleich sein Himmel ist, sein Schweigen ist Liebe, sein Gedanke Liebe, und singt er, dann ist Liebe sein Gesang.

Der Strom geht einen gewaltigern Gang, wie

ein Kriegesheld eilt er dem Meere zu, weithin durch die Nacht schallt das Rauschen seiner Wogen, und ist er vollends angeschwollen von den Gewässern, die ihm die Schneeberge gesendet, da ist sein Rauschen ein Kampflied, ein Schlachtgesang, und Verheerung gießt er aus über die Länder.

Und mit Donnerliedern grüßt ihn der Ozean. An die Felsenküsten schlagen schallend und schäumend die Wasserberge, und die Ufer zittern von dem Schwall. Ozean, Deine Wogen singen Grablieder denen, die in Deinem tiefen Schooße, unter den ewig bewegten grünen Fluthenhügeln schlafen. Sie haben schon viele Tausende eingesungen.

Aber auch, wenn spiegelklar das Meer ist, wenn kein Lüftchen es bewegt, wird doch über der ruhigen stillen Fluth ein wunderbares geheimnißvolles Brausen vernommen, keiner sieht, wo es entsteht; es ist der Geist Gottes, der über den Wassern schwebt.

In der Schweiz und in Tyrol umtönt des Wandrers Ohr ein liebliches, geisterhaftes Flüstern, es ist nicht der Wald, von dem es kommt, es ist nicht der Bach, der plaudernd an ihm vor-

überzieht, nicht die Luft ist's, die ihn umfächelt, es ist das Geräusch der Wasserfälle in der Gegend umher. Das lispelt süß und lieb und heimathlich, als wolle es ihn ewig fesseln. Darum regt sich in der Brust der freien Söhne der Berge so stark das Heimweh. Ach, das ist gar eine sehnsuchtvolle Naturstimme, ein lockendes Rufen, dem nicht zu widerstehen, und manches Herz ist schon gebrochen, weil es dem Rufe nicht folgen konnte.

Aber vor dem Donner der schäumenden Katarakte zittert das Land, und ihr gewaltiges Brausen predigt mit starker Stimme von dem großen Geist, der die Welt bewegt. Am Niagara möchte ich knieen und anbeten.

Eine grauenvolle Weissagung tönet über weißen Wolken bang und fürchterlich, still ist die Luft und drückt schwül, es ist, als wolle das Leben aufhören zu athmen, aber jetzt rauscht es heller in den Lüften, und der Sturm macht sich auf, und fegt wirbelnd über das zagende Land, und nun prasselt es nieder, auf die warme Wange des Sommers drückt sich ein kalter Eiskuß, die Blätter flattern im Wind, die Blumen knicken, vernichtet liegt die Aernte.

Und aus der Wolke zuckt die schnelle Feuer=

schlange, sie hatte lange darin geschlummert, und sie beißt dem Wolkenlöwen wach, daß sein Gebrüll die Festen des Himmels erschüttert, aber unten flackert schon die Lohe empor, und wächst zum Riesen, und will hinauf, der Dampf will Wolke seyn.

Im Feuer ruhen gar gewaltige Stimmen, und gar schreckliche, aber zu beschreiben sind sie nicht. Eher noch ist der traulige, heimliche Gesang der Flamme im Ofen zu schildern, der spricht, wenn die Natur draußen recht stürmt, und die Lüfte schaurige Melodien heulen, gar gemüthlich an unser Herz, und regt es zum stillen Frohsinn auf.

Auch geheimnißvolle, tiefräthselhafte Stimmen schweben durch die Natur, die sie aus sich selbst in einem Schoos erzeugt, der dem Menschenauge ewig unsichtbar bleibt. Dahin deuten schon alte Sagen, und es sey hier erinnert an die Teufelsstimme auf Ceylon, die wohl schrecklich und schauerlich zu hören seyn mag, und an die Meeresklänge, die die Mythen von den Sirenen erzeugten; an das Getön in den Lüften, das die Fabel vom wilden Jäger hervorgebracht, und das sicher nicht immer Geschrei und Flügelschlag wan=

dernder Heerschnepfen, Kraniche oder Eulen ist; an das, was das Volk die Wehklage nennet, ein Phantom, dessen wimmernde Stimme herzzerschneidend gehört werden soll bei bevorstehendem Unglück, zumal in Kriegszeiten; ferner an die Sagen und Berichte von Bergklüften, in denen sich wunderbare und unerklärliche Stimmen hören ließen, wie z. B. das Felsloch im Hörselberg in Thüringen, von welchem die alten Kronikenschreiber sagen, daß man oft Klagegeschrei aus dem Schooße des Berges vernommen, und ihn deshalb Hör Seelen Berg genannt habe.

Und warum sollten in der Natur, der ewiglebendigen, allbelebten, Ton und Klang gebunden seyn, nicht auch auf eigne Weise laut werden, wenn auch der Menschenverstand diese Weise noch nicht durchforscht? Vieles, was einst ahnend durch den Sinn begabter Männer zog, hat die Erfahrung der spätern Zeit bestätigt, wie manches Geahnete wird nicht noch verwirklicht geschaut werden auf der alten Erde, ehe sie sich dereinst verjüngt? Wer kann sagen, daß Pythagoras von der Sphärenharmonie nur geträumt? Tönt doch der geschleuderte Stein, saußt doch hellpfeifend die Kugel im wirbelnden Umschwung

durch die Luft, die dem Feuerrohr enteilt, warum sollten die Riesenkugeln der Weltkörper, in ihrem noch weit schnelleren, gewaltigen Fluge, nicht tönen? Und da, wo lauter ewige heilige Ordnung, lauter Harmonie ist, könnte da auch in den Tönen etwas Andres, als Harmonie seyn?

Vorzugsweise scheint der Winter geeignet, unerklärliche Klänge an das Menschenohr zu führen. Als ich Knabe war, hatte ich eine halbe Stunde weit in die Schule, der Weg führte durch ein Thal immer bergab nach der Stadt, im Winter war es denn freilich frühmorgens noch Nacht, und ich war oft so früh auf, daß ich der einzige Wanderer war auf dem beschneiten Weg, und lange vor Anfang der Stunden schon in der Stadt. Da habe ich bisweilen ganz früh, zu einer Zeit, wo es wohl Niemanden einfällt, zu musiciren, und nach einer Richtung über ein Wäldchen hin, wo weder ein Dorf noch ein Wohnhaus gelegen war, eine gar liebliche Musik, wie von mehreren Waldhörnern gehört, und oft mit Vergnügen dem verhallenden Klang gelauscht.

Oft auch habe ich an hellem Wintertage im Freiem, spät des Nachmittags, wo gewöhnlich

nicht geläutet wird, Töne vernommen, die aus weiter Ferne zu kommen schienen, und einem langanhaltenden, harmonischen Glockengeläute am meisten entsprachen.

Aber ob die Natur auch ihre Stimmen vernehmen läßt aus Luft und Feuer, aus Erde und Wasser, Viele bleiben ewig taub für ihren Schreckens- wie für ihren Liebesruf, ja den letzten hören sie am wenigsten. Diesen dringt auch nicht ins Innere die Mutterstimme, die dem Ohr nicht vernehmlich ist, die sich im Lächeln der Flur, im blauen Aether, im Sternenlicht, im Regenbogen, in Morgen- und Abendröthen, im Glanz der Thautropfen, in der Farbenpracht der Blumen und Schmetterlinge verkündet, sie sind in den Banden des Erdgeistes, nur der Metalle Klang und Glanz bewegt ihre Sinne, denn ein Gemüth — haben sie nicht.

Du aber Natur, heilige, reiche, übermächtige Königin, der Thoren Stumpfsinn kümmert Dich nicht. Du waltest ewig, Donner umrollen Deinen Thron, Sphärenmelodien umwallen ihn, Deine Stimme geht nach allen Welttheilen, über alle Meere hin, und ruft Friede aus, und Freude, und weckt Ahnungen und Dankgefühle und Er-

hebungen. Deine Stimmen sind es, die den Schöpfer predigen, Deine Donner sind die Glocken im Tempel des Weltalls, Deine Stürme die Orgeltöne, die den Gesang der Wogen begleiten.

Glücklich ist, wer Deiner Sprache lauscht, selig ist, wer sie versteht, und sie ist leicht verständlich, sie spricht nur einen großen Gedanken aus: E s i s t e i n G o t t!

IX.

Der Spaziergang.

1.

„Hinaus!“ ruft der Morgenhimmel! „hinaus!“ lispelt die Frühlingsluft, „hinaus!“ lockt, wie Nachtigallenstimme, der Strahl der Frühe. Nun denn, hinaus!

O wie umfließt mich der Aether balsamisch, wie drückt mir das Frühlingsleben seinen glühenden Liebeskuß auf die bleiche Wange, als wolle es Rosen darauf wecken. „Guten Morgen, Allmutter!“ Wie mich alles so heiter anlächelt, Gras und Blumen, Büsche und Bäume, Himmel und Sonne. O Frühling, Du bist ein Ozean voll Lust.

Welches Leben umschwebt, umsingt, umtönt, umwallt mich? Es ist das millionenstimmige Hohelied der Schöpfung. Wie verschieden die Stimmen der Fröhlichkeit; wie anders singt es von den Zweigen, wie anders schallt es aus dem Weiher, wie anders säuselt es in den Büschen, und doch dasselbe Lied, das Lied des Lebens.

Wie es tönt und schmettert im Walde, wie der Guckuk ruft, und die Heerde brüllt, die dort auf der Blumenwiese lagert, und der Sonnenglanz, das Thaugefunkel, das leise Zittern der Blätter, das sanfte Wehen, der wundersame Duft, Alles Lust und Leben, Glanz und Pracht, und Frühlingsherrlichkeit.

Ich bin nicht allein auf dem schönen, schattigen Waldpfad, es gehen gar viele Menschen hinaus nach dem Vergnügungsort, sie freuen sich auch dieses Lenzmorgens, sie fühlen gewiß auch, wie schön die Natur ist, nebenbei freuen sie sich bescheiden auf den Kaffee. Ich habe sie lieb, die Menschen, ich bin nicht ungesellig, aber jetzt ist mein Herz voll einer Freude, die Menschen nicht theilen können, jetzt will ich allein seyn.

Nie habe ich mehr den Himmel geahnet und gefühlt, als wenn ich allein durch die erwachende Natur ging; zwar ergreift mich jedesmal eine Sehnsucht nach irgend einem Freund oder einer Freundin, mit der ich wandeln möchte im trauten Gespräch auf dem Pfad, den ich allein durchwandle, aber ich fühle auch, daß es so besser ist, daß, wäre mein Wunsch erfüllt, meine Empfindungen nicht dieselben seyn würden; schon jene Sehnsucht hätte

ich dann nicht, und diese ist doch so schön, und macht das Herz so voll Liebe. Und sind sie mir denn nicht nahe, die fernen Lieben? Zaubern meine Wünsche sie nicht herbei? Was klage ich denn; höre ich nicht die geliebten Stimmen, blick' ich nicht in treue Freundesaugen, lächelt nicht jener Mund voll Liebreiz? Mit allen rede ich, alle erzählen mir, heitre Scherze flattern durch das Gespräch, ich bin mitten unter den Freunden, und will ich einen allein und heimlich sprechen, gleich ist er bei mir.

Ich habe das Gewühl der Menschen, die alle gern einen Stuhl hätten, und bald Kaffee, weil sie noch nüchtern sind, hinter mir gelassen, und habe einen schönen Pfad gefunden, zur Rechten ist dichter Wald, zur Linken ein stiller Fluß, Weiden und Ulmen neigen ihre Zweige gegen einander, und werfen Schatten auf meinen Weg. Der Blick ist frei zur Linken, und schweift über einen bunten Wiesenteppich hin. Die Gräser und Blumen flüstern mit einander, die glänzenden Blätter der Erlen und Wiesen rauschen leise, die Vögel im Walde singen. Eine unaussprechliche Fröhlichkeit schauert durch meine Seele.

Der Fluß ist so ruhig, sehe ich doch kaum, nach welcher Richtung er fließt; weiße Blumen heben über der feuchten Fläche den Silberkelch zum Licht, und wie grünes Haar der Nixen schwimmen Conferven langgestreckt auf dem Wasser. Der Bach rauscht und murmelt, der Strom braust, das Meer toset und donnert, aber der Fluß ist ruhig, wie ein tiefes Gemüth. Er trägt das Bild der lachenden Ufer und des Himmels auf seinem Spiegel, jenes trägt in sich selbst einen Himmel schöner Gefühle.

Die Menschen ahnen und hoffen einen Himmel außer sich, nach dem Tode, wer aber nicht in sich den Himmel trägt, der wird nie seiner Wonnen theilhaftig.

Es zieht eine Sehnsucht durch das Weltall, die eines göttlichen Ursprungs seyn muß, die Sehnsucht nach Licht und Liebe; ein Hinaufstreben nach dem Himmel ist in der ganzen Natur sichtbar. Die Bäume wachsen schlank empor, und breiten erst oben ihre Aeste und Zweige, ihre Blätter und Blüthen aus. Auf dem Gipfel des Stengels erscheint immer die Blume, wenn nicht der ganze Stengel voll Blüthen ist. Aus Felsritzen drängt sich das Moos nach dem Licht, aus

dem Schoos der Tiefe steigen die Nelumbiumblumen herauf, im Licht zu blühen. Die Blüthe ist die Liebe der Pflanze.

Warum fliegen die Vögel so hoch? Sie wissen doch, daß da droben in der blauen Luft kein Zweig ist, darauf sie ruhen können. Sehnen sie sich vielleicht doch nach der unendlichen Bläue? Ahnen sie etwa hinter der blauen Decke des Aetherzeltes eine schönere Welt? Sie schwingen sich empor, recht hoch mit aller Kraft ihrer Flügel, aber sie kommen nicht hin zu dem weltumspannenden Gewölbe, das sie leicht zu durchfliegen wähnten, und unter ihnen liegt nun die Erde, ein Garten Gottes, mit grünen Wäldern und hellen Seen, und lächelt so freundlich. Da sinken sie schnell wieder herab, da tönen ihre Freudenlieder wieder durch die Waldnacht, und sie wissen nun, wo ihr Himmel ist.

Horch, fernher schwimmen auf Wellen der Luft Musikklänge in meine stille Waldeseinsamkeit, o wie rein und schön und sanftverhallend. Musik ist doch eine göttliche Kunst! Musik, Malerei und Poesie sind der Natur auf das Innigste verschwistert. Glockentöne schallen vom nahen Dorfe herüber. So hat auch das todte Metall

eine Stimme, und wird lebendig, indem es tönet; es hat auch seinen Antheil an dem allgemeinen Jauchzen.

O Natur und Himmel, wie bin ich so selig!

Die Stunden eilen vorüber, mögen sie; mich mahnt heute nicht ihr Flug. Es ist ein so schönes Gefühl, Zeit zu haben, nicht gepreßt und gedrängt zu seyn von den Stunden. Ach, es gab einst eine Zeit, wo ich keine Zeit hatte, oder doch nur wenig, um hinaus zu eilen in die Arme der Natur, nur selten trank ich da aus ihrem Zauberkelche, und trank mich niemals satt; da regte aber immer mächtigere Schwingen die Sehnsucht, ich träumte von der Schönheit der Welt, und nährte meine Seele mit Hoffnungen. Ich glaube, jene Zeit hat mich zum Dichter gemacht.

Du blaue Libelle, was flüsterst Du der purpurnen Lychnisblume zu, auf der Du Dich wiegst? Kleine Chrysomela, hast Du dem Vergißmeinnicht etwas zu sagen? Es ist so himmelblau, wie Deine Flügel, bist Du ihm vielleicht verwandt? Käfer und Schmetterlinge sind auch Blumen, alles Leben ist Blüthe.

Es ist sehr angenehm, die Geschöpfe und die Blumen und Kräuter zu kennen; man fühlt sich

ihnen um vieles näher, vielmehr zu ihnen hingezogen, man liebt sie mehr. Ist's doch fast mit den Menschen dasselbe. Freundlich grüßen wir die Bekannten, die Freunde, am Fremden gehen wir kälter vorüber. Ich plaudere so gern mit den Blumen, und freue mich, jede bei ihrem Namen nennen zu können. Diese Namen sind ihnen freilich erst gegeben von den Menschen, und sie heißen vielleicht unter sich ganz anders, wer kann das wissen? Aber ich habe sie einmal unter den angenommenen lieb gewonnen.

Blumen kommen mir vor, wie Kinder, die im Lebensfrühling sterben, sie haben geblüht. Die Bäume sind Männer und Greise, sie sind erstarkt in den Stürmen der Zeit, sie strecken kräftige Arme in das All hinaus, und tragen Früchte, jeder nach seiner Weise.

O Gott, Du Geahneter, Unerforschter, Allschöpfer! Welche Wonnen streuest Du aus deinem Lichtreich auch auf die kleine Erde, und in die Menschenherzen auf ihr! Ewiger, Heiliger, den Worte nicht nennen, den Geister nicht begreifen, ich fühle dein Walten; Gott, Vater, Du bist!!

Das Daseyn Gottes soll zwiefach erkannt werden, aus der Natur und aus der Offenbarung,

als wenn Natur nicht die herrlichste Offenbarung wäre! Wer Gottes heiliges Wesen nicht freudig ahnet und selig fühlet in der Natur, dem wird er sich nie offenbaren. Es ist lächerlich, Religionssysteme aufzustellen. Religion kann nur Eins seyn, kann nicht in Theile zerfallen. Die heilige Schrift haben ja doch nur Menschen geschrieben; der Gottesgeist, der sie erfüllt, sollten sie ihn im Traume gesehen haben? Offenbarte sich ihnen Gott nicht auch aus der Natur? Christus lehrte gern im Freien, und unter den Palmen der Wüste wandelte sinnend des heiligen Geistes voll, der Freund der Menschen.

Wer die Natur nicht lieb hat, kann auch kein Menschenfreund seyn.

Natur und Weltall sind mir gleichbedeutend, es ist alles *Κοσμος*, Schmuck, Gottesherrlichkeit, Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, des Schaffenden im Geschaffenen; die Vernunft, was ist sie anders, als ein Funke der geistigschöpferischen Urflamme, die das All durchlodert, und das Leben weckt, und das Todte auferstehen heißt? Immer die gleiche Offenbarung der Weltseele.

Welches Schmachten, welches Genießen, welche Fülle rings umher! Liebe und Freude athmet

Alles. Die Blumen trinken die Strahlen der Morgensonne. Es wird wärmer, die Vöglein suchen den Schatten.

Unter dichtverschlungenem Gezweig zieht sich jetzt mein Pfad. Eine Nacht grünen Laubes umfängt mich, das Licht, das sich durch die belaubten Aeste stiehlt, liegt am Boden, wie verstreute Rosenblätter. O wie schön ist dieser Pfad, wie traulich. Erinnerung beschleicht mich, und mit ihr eine süße Wehmuth, ein namenloses Sehnen. Thränen quellen mir warm ins Auge. Wonach sehnt sich mein frohes, weiches, weinendes Herz?

Der Jüngling sehnt sich nach einer Geliebten, er findet sie nur selten wahrhaftig unter den Menschen, in der Natur aber immer. Sie ist ewig treu; Mutter und Geliebte zugleich.

Ich fühle mich einsam, ungeliebt; ich meine hier Frauenliebe. Dieses Gefühl überwallt mich bisweilen schmerzlich. Ich könnte vielleicht ein Herz, das sich zu mir neigte, mit der Fülle meiner Liebe beseligen. Wie wollte ich treu seyn!

Freundschaft bietet mir Ersatz. O namenloses Wonnegefühl, mit dem ich zum Himmel jauchze:

Mich hat noch nie ein Freund getäuscht! Alle, die mein Innerstes erkannten, denen ich mich offen dahingab, denen ich Liebe gab für ihre Liebe, sie sind noch mein. Ihrer keiner hat mich treulos verlassen. Dafür bin ich nie hinterlistig gewesen gegen Einen oder den Andern, ich habe nie geheuchelt, nie mit Empfindungen gespielt, ich habe mich ihnen gegeben mit allen meinen Fehlern, und dem wenigen Guten, was an mir, und sie haben mich Alle lieb. Wahr und klar, das ist mein Wahlspruch, nach dem ich handle. O komm Erinnerung, komm Du holde, bräutliche Göttin mit dem Dulkamarakranze, gieb mir von den Blumen, die Du in deiner Hand trägst!

Der Pfad lichtet sich, eine Waldwiese liegt in unbeschreiblicher Schöne vor meinen Blicken, hier steht eine alte Eiche mit frischgrünem Laub, voll Blüthentrauben. Sie breitet starke Aeste aus, es rauscht wunderbar in dem dichten Gezweig; o wie ist es rings so stille, so feierlich, und doch lauter Leben, stilles, seliges Leben, Sabbathfeier. Die Allmutter Natur hält ihren Kirchgang, sie hat den Frühling geboren.

Unter die Schatten des heiligen Baumes will ich mich lagern.

2.

Heilige Eiche, Bild der Kraft, wie lieblich rauscht es in deinen Zweigen, die Lüftchen umflattern deinen Wipfel und küssen ihn, wie Schmetterlinge Blumen. Hier ist Anmuth bei der Fülle, Schönheit bei der Stärke, es ist die Harmonie der Schöpfung.

Eiche, Du schöner, herrlicher, deutscher Baum! Ich weiß mir nichts Prachtvolleres und Traulicheres zugleich, als einen d e u t s c h e n Eichenwald. Zu ganz besondern Gefühlen erwacht mein Herz in seinen Schatten. Wohl mögen die Olivenhaine und Orangenwälder schön seyn, aber so schön, wie die Oelbäume, sind schon unsre Weiden, und der allzustarke Duft der Pomeranzenbäume betäubt. Unter den Eichen wohnt Ruhe.

Die Palmen ragen stolz empor, und breiten üppige Kronen und weite Fächer, aber es ringeln Schlangen um die Palmen, und Tiger lauern unter ihnen auf Beute. Durch die Palmen weht

das zarte Säuseln nicht, das die Blätter der Eiche zum leisen Lispeln anregt. Um jene schlingt und windet sich stachliges Lianengeflecht, üppig zehrend von ihrer Kraft, feurig blühend zwar, und wunderherrlich, aber oft giftig; die Eiche umarmt nur bisweilen der stille, sanfte Epheu, und strebt an ihr empor, und liebkost sie, aber seine Nahrung saugt er aus der Erde.

Deiner denk' ich, Flur meiner Heimath! Euch, ferne, reizende Höhen, traute Wälder mit kühlem Schatten, durchwandeln meine Gedanken. Ihr stolzen Burgtrümmer, in Abendstrahlen glühend — wo seyd ihr? Ihr rauschenden Waldbäche, ihr Matten voll würziger duftender Blumen, meine Blicke suchen euch vergebens; ihr Seen, auf denen mein Auge so oft und so gern geruht, ich sehe euch nicht, ich sehne mich nach euch, und doch ist es auch hier so schön, so schön!

Der Mensch hat nie genug, aus der Ueberfülle seiner frohesten Empfindungen sproßt immer wieder eine neue Sehnsucht, ein neues Begehren, wie die Rebe weiter rankt, wenn sie sich an einen Punkt festgeschlungen. Der Born der Hoffnung quillt ewig.

Erinnerung, wenn sie mit ihren sanften Zauberfäden, mit ihren Goldstrahlen meine Seele umspinnt, wenn sie mir ihren süßen, glühenden Kuß auf die schmachtenden Lippen drückt, bringt mir immer Thränen mit. O wie lieb sind mir diese Thränen, nicht um Gold möchte ich sie vertauschen, nicht um Küsse der Gegenwart den Kuß der Erinnerung.

Meine Vergangenheit war nicht immer freundlich, oft war sie recht streng gegen mich, recht bitter, sie hat mich oft geknechtet, aber ich habe ihr verziehen, um der schönen Stunden willen, die mir doch erblühten in ihr. Auf steilem, dürrem Fels kriecht aus einer Ritze das Sedum, und nährt sich von Luft und Thau, und blüht in tausend Goldsternen auf; was Blüthe werden soll, wird Blüthe.

Zu Dir, zu Dir, Allvater, zieht mich Andacht und Freude. O Dank Dir, Allgütiger, für die vielen Blumen der Freude, die auch mir erblüht. Dank für die Freunde, die Du mir gegeben, frommen, feurigen Dank! — Ich habe geweint in Kummernächten, da hat Freundeswort tröstend zu mir gesprochen, ich verzagte an Glück und Hoffnung, da wies mich Freundesstimme an Dich, und

weckte neues Vertrauen in der Brust des Zagenden. Ich war verlassen, da nahm mich Freundschaft in ihre Arme, ich war allein, und Freundschaft wurde meine Gefährtin.

O wie bedaure ich die Armen, die da klagen, ihre Freunde haben sie getäuscht, betrogen. Es ist nie so, sie haben sich selbst getäuscht.

Man soll Freunde prüfen. O wie elend! Wer prüft, der zweifelt; ich habe vertraut, und mein Vertrauen ward nie zu Schanden. Ein Mißtrauischer verdient keinen Freund, keine Geliebte; er verdient, daß sich Lügner, Diebe, Verläumder und Neidische an ihn ketten; er ist nicht werth des Umgangs der Edlen. Es ist das ein hartes Wort, ich fühle es, aber es ist wahr.

Horch! der Pirol ruft seinen flötenden Lockton hoch oben im Gezweig, unter ihm singen zwei Grasmücken einen Wechselgesang. Wer gab euch doch die lieblichen Stimmen, ihr kleinen Sänger. Wie freudig die zarte Brust schwillt, wie das Schnäbelchen so schnell sich bewegte. Ob wohl Gedanken wohnen in diesen kleinen Köpfchen, ob es wohl Seele ist, was so hell und klar und unschuldvoll aus den kleinen Augen blickt. Die Natur hat Freuden die Fülle für alle ihre Erschaffenen.

Dort gaukeln ein Paar Schmetterlinge. Auch sie lieben, lieben einen kurzen Tag, und dann sterben sie. Was ist auch für sie ein Leben ohne Liebe? Flattert nur hin, ihr bunten Sinnbilder der Verklärung, ätherische Wesen, die keine Nahrung zu sich nehmen, weil sie keiner bedürfen. Eure Nahrung ist Luft, und Licht, und Liebe.

Mir ist, als habe mein Geist auch schon die Staubhülle gesprengt, und flattere um die Freudenblumen der Gegenwart, frei und sorglos wiegt er sich in sonnenheller Luft, und schwebt bald nah, bald fern. Ich bin so leicht, so froh, so heiter.

Das ist dein Zauber, Natur, in Dir, Du Reine, Heilige, läutern sich die Gefühle. Reiner werden Wünsche und Empfindungen, idealer die Ansichten, ein schönerer Glaube bemächtigt sich des Herzens, warm schlägt es, und mit gleicher Liebe, wie Du, möchte es die Welt umfassen.

Darin kann der Mensch Gott gleich seyn, daß er eine Fülle von Liebe überträgt auf Alles, was gut und schön und edel ist.

Das Gefühl, das All zu lieben, ist ein wahrhaft seliges. Es reißt die Seele im Adlerflug mit sich fort, auf den Flügeln himmlischer Erhebung.

Es glüht, wie eine Morgenröthe voll Ahnungen, jeder Gedanke wird Gebet. Die Seele badet sich im Lichte des Ewigen, sie zittert in Wonneschauern an der Vorhalle des verklärten Lebens in Gott.

Schweben Engel im Morgenschein um mich? Grüßen sie den sterblichen Waller, und wecken sie mit wunderbarem Zauberkuß die Sehnsucht nach dem Unendlichen in seinem Busen?

Sonne, die Du mit feurigen Strahlenarmen das Gefilde umfängst, hast Du die Erde lieb? Ja, Du liebst sie, sie ist ja Dein Kind, und Du bist eine gute Mutter. Heute ist ihr Hochzeittag mit dem Frühling, Du hast ihr einen reichen Brautschatz mitgegeben, und hast sie herrlich geschmückt, und nun drückst Du sie segnend an dein heißes Mutterherz, und der Bräutigam steht dabei und lächelt freundlich.

Dichte ich denn, indem ich dies empfinde und ausspreche? Wäre diese Fülle von Ahnung, von Freudigkeit, von innerer Beseligung ein Gedicht? Wehe, wenn Alles, was mich heute durchglühte, nur eine schöne Dichtung wäre!

Was ist Poesie? Ein Keim, den Gott in die Menschenbrust gelegt hat, darin er aufgeht und hervorwächst zu einer schönen Blüthe.

Poesie ist Blüthe der Empfindung, heilige unaussprechlich selige Empfindung des Guten und Schönen, folglich ist sie Wahrheit.

Sie ist gar mächtig, und hoch und herrlich, und doch wieder ein holdes, liebliches Kind, geschmückt mit dem Kranze unverwelklicher Jugend. Hat sie nicht vor Jahrtausenden mit gleichem Zauber gewaltet? Sie rauschte in schwellenden Accorden durch die Harfe des Königssängers von Juda, sie beseelte Homere.

Und eine Mutter ist sie, die ihre Kinder liebt, und sie ist ewig fruchtbar, wie die Natur. Und die Natur ist ihre Amme, und das Menschenherz ist ihre Wiege.

Man soll die Alten lesen und verstehen, ihre Sprache, ihr Gefühl sey die Milch, den Dichter zu nähren, ohne Kenntniß der sogenannten alten Klassiker kein Dichter! Ob das wohl so ganz buchstäblich wahr ist? Daß Homer und Pindar Göttliches gefühlt und gesungen, wer bezweifelt es? Aber sollte nicht Einer Göttliches fühlen und singen können, ohne eine Ahnung zu haben von Homers und Pindars Gesängen? Ich glaub' fast, denn ob es auch wahr ist, daß große Gedanken große Gedanken zeugen, so sollte ich doch meinen,

zu wem der Himmel redet, zu wem die Natur spricht, der bedürfe keines Buches.

Wie wahr singt Uhland in seinem ewig schönen Liede, freie Kunst:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst,
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist unsre Kunst.

Wem nicht im tiefsten Innern der Born des Lebens quillt, die Quelle der Dichtkunst rauscht, der wird weder mit Griechen, noch mit Römern das heilige Siegel, das sie verschließt, lösen.

Unter den Wiesenblumen rings um mich drängen sich eine Menge kleiner Vergißmeinnicht. Keine Blume hat einen schönern Namen. Ich pflücke mir einige, und küsse den Thau von ihren Saphirkronen; ich habe einmal die kleine schöne Blume lieb. Sie ist ein freundlicher Mahnbrief, den die Natur an die Menschen schreibt, wenn sie an ihr, der guten Mutter, kalt vorübergehen. Sie ruft ganz leise und bittend: Vergiß mein nicht! Mir ist's, wenn ich den Himmel erblicke, das reine Blau, und das Sonnengold mitten drin, als sey das eine Riesenblume, die sich Gott gepflanzt, und an der er seine Freude habe, und als spreche

er durch sie zu der Menschenseele: Vergiß mein nicht!

Die Stimme eines Guckuks schallt nahe und vernehmlich aus dem Dickicht; in der Ferne, aus dem tiefen Walde, scheinen zwei andere zu antworten. Es heißt, dieser Vogel rufe seinen Namen, man macht ihn wohl gar zu einem Bilde eiteln Selbstlobes. Daran denkt der gute Vogel gewiß nicht, denn sein Ruf hat ihm erst den Namen verschafft. Er hat darin, beiläufig gesagt, mit manchem Autor eine Aehnlichkeit. Einem verschafft sein Geschrei, sein Ruf einen Namen, einem verschafft sein Name Ruf. Am Ende ist's Eins. Aber was der Guckuk ruft, ist wohl etwas Anders, mir scheint es zu klingen, wie Hoffnung! Hoffnung! In der Sprache der Vögel aber wird es wohl Liebe heißen.

Nun wieder unter die Menschen! Habe Dank, Eiche, für deinen Schatten!

Belebter wird mein einsamer Pfad, je mehr ich nahe komme dem Lustorte. Es begegnen mir Liebespaare voll stillen Glückes. Mädchen, mit Himmelsblicken, die vielleicht, noch unentweiht, ein heiliges Sehnen im keuschen Busen tragen; Kinder voll Unschuld und Fröhlichkeit, junge Män=

ner mit Cigarren; Männer mit ihren Frauen, ehrsame Bürgersleute. Alle sind heiter, auf keinem Gesicht lese ich Mißmuth.

Dort steigt eine Gesellschaft in einen Kahn zur Nachhausefahrt; ich schließe mich an, ein holdes, liebliches Mädchen wird meine Nachbarin. Heitere Scherze beleben die Gesellschaft, während still der Nachen durch umbuschte Ufer dahin gleitet. Meine Nachbarin plätschert mit der Hand in dem lauen Wasser, ich thue es ihr nach, die Hände finden sich, ich wage einen leisen Druck der zarten Finger. Sie duldet es unbefangen. Leider bin ich ganz fremd in der Gesellschaft; man landet, man steigt aus, man sagt sich freundlich und höflich Lebewohl, Jedes geht seine Straße, auch meine schöne Unbekannte. Es gehe ihr wohl! Noch tönt Erinnerung den heut genossenen stillen Freuden nach, fröhlich komme ich nach Hause, und schreibe — den Spaziergang.

X.

Die Küsse.

Aphorismen und Winke.

Ein glühender Doppelstrahl ging aus vom Wesen des Allerbarmers, und zog in die Herzen der ersten Menschen. Und sie waren selig, als sie im Innern den Strahl des Göttlichen empfanden; da ward aus Unschuld und Liebe: Der erste Kuß.

Und durch Jahrtausende ist der Kuß das heilige Zeichen inniger Zuneigung geblieben. Ob es auch entweiht wird millionenmal, dennoch bleibt es unvergänglich rein den Reinen, ein schöner Zoll der Liebe, der Freundschaft, der Dankbarkeit, des Wohlwollens; ein Pfand der Treue und liebevollen Zärtlichkeit, und wird es gemißbraucht — nun, wer wollte darum dem Golde zürnen, weil es verfälscht werden kann? — Der Kuß des Segens, den Vater- und Mutterfreude auf die Lippen des Säuglings drückt, ist ein stilles Dankgebet an den Ewigen, ein hohes Lied, das un-

ter Wonnethränen den Neugebornen zum Erdenpilger weiht. —

Und das Kindlein wächst und gedeiht. O wie schön ist's, zu sehen, mit welcher Zärtlichkeit die liebende Mutter, der frohe Vater oder holde Geschwister den kleinen Liebling küssen, das ist innige Liebe, die ihn pflegt und großzieht.

Aber wer bloß, um den lieben Aeltern zu schmeicheln, oder zu gefallen, kleine Kinder küßt, der legt sich selbst eine Pönitenz auf, in der genugsame Strafe seiner Heuchelei liegt, denn mit Widerwillen gegebene oder empfangene Küsse sind Geisselungen der Seele.

Gleichgültige Küsse sind schlechte Heller, und als solche gleichgültig, es mag sie ausprägen, wer da will. Doch küßt man auch wohl einmal einen unschönen Mund, um gleiches Recht auf einen schönen üben zu dürfen.

Der erste Kuß zweier Liebenden, der lange ersehnt, nun endlich schamhaft gegeben, und selig empfangen wird, ist ein reiner Harmonikaton, der auf seine Schwingen die verwandten Seelen in Himmelsgefilde trägt, ein Memnonsklang im Morgenroth der Liebe. Willst Du schmecken den Judaskuß des Verraths Deiner heiligsten Gefühle,

so sieh, wie Deine Geliebte einen Nebenbuhler küßt. Küßt ein Nebenbuhler die Geliebte, so ist es ein Vampyrkuß, der unser wärmstes Herzblut saugt, und Eifersucht heißt der Vampyr. —

Der Kuß des Wiedersehens zweier Liebenden nach langer Trennung ist der Lotos des Vergessens, ein Trank aus dem Lethebecher. Sie denken, sie fühlen nur sich, der heißeste Pulsschlag der glücklichsten Herzen zuckt auf den glühenden Lippen, während sich in den freudestrahlenden Augen Seele in Seele taucht. —

Was ist süßer als ein Kuß der Liebe? Er ist mehr als Nektar, mehr als Ambrosia der Götter. —

Der Kuß der Verlobung ist ein Pfandbrief auf eine goldne Ewigkeit, die der Verlobungsring zugleich symbolisch andeuten soll. Wohl Allen, denen das saturnische Zeitalter der Braut- und Flitterwochen sich nicht unter der Regierung des grämlichen Kronos in das drückende, farblose Metall verwandelt, das dem Saturn geweiht ist, und sein planetarisches Zeichen trägt. —

Die Küsse liebender Verlobten sind liebliche Variationen eines Thema's, in welchem Freude, Liebe und Hoffnung zum heiligen Dreiklang ver-

schmolzen, himmelan jauchzen im endlosen Jubel triumphirender Seligkeit.

Der Kuß des treuen Gatten, der zärtlichen Gattin, die beide nicht mehr in den Blüthejahren stehen, gleicht einer Immortelle im Garten des Lebens, die auch unter herbstlichen Schauern blüht, wenn rauhe Lüfte längst die schöneren, vergänglicheren Kinder Flora's entblätterten.

Küsse treuer Freundschaft sind holde Cyanen, die mit ihrem sanften Blau das Saatfeld der Tugend schmücken; nur die Guten kann der Himmel mit tugendhafter Freundschaft beglücken und beseligen. —

Der Kuß der Weihe, den der Neuaufgenommene in eine ehrwürdige Verbrüderung von den Bundesbrüdern empfängt, ist das Siegel des Mysteriums, der Finger auf den Lippen des stillen Gottes Harpokrates.

Abschiedsküsse sind immer eine Dulcamara, die ihre mit lillafarbigen Blüthen geschmückten Zweige in die ferne Zukunft hinüberrankt; süß *als* Küsse, bitter, weil der herbe Gedanke des Scheidens, der sich im thränenfeuchten Auge versichtbart, auch im Druck der heißen Lippen fühlbar

wird; so liegt im letzten Kuß der Trennung ein umflorter Himmel, der noch einige milde Hoffnungssterne, die auf Wiedersehen hindeuten, durchschimmern läßt. —

Der Kuß auf die Stirne ist ein Weihe- und Segenskuß, der auf die Wangen ist der Kuß der Freundschaft, der Verwandtenliebe, der flüchtigen Zuneigung, doch Liebe liebt den Mund zu küssen. —

Handküsse sind zum Glück so ziemlich aus der Mode gekommen.

Wie viel war nicht zu überwinden
Bei jenem ganz fatalen Muß;
Wer liebt, weiß auch die Hand zu finden,
Der gern er aufdrückt Kuß auf Kuß.

Handküßchen und Kußhändchen bilden ein so schönes Wortspiel, wie sie im Leben eine schöne Spielerei sind. —

Küsse auf Pantoffeln sind freiwillige und unfreiwillige. Erstere empfängt allein das Oberhaupt der Christenheit, letztere arme Ehemänner von ihren weiblichen Oberhäuptern.

Es giebt leider Mütter, die ihre Hunde und Katzen lieber küssen, als ihre Kinder; sollten diese nicht lebende Beweise von der Wahrheit der

Lehre von der Seelenwanderung seyn, und in den lieben Thierlein kraft eines ihnen inwohnenden Instinkts die früheren Geschlechtsverwandten herausgefunden haben, die ihr Herz, das zärtliche, nun adoptirt? Wie? —

Die Küsse bei'm Brüder- oder Schwesterschaft machen sind ein altes Herkommen, man muß es in seinen Würden lassen, obgleich oft dabei kaum so viel gedacht, als gesprochen wird.

Küsse auf Reliquien von geliebten Todten, oder auf Andenken, Liebespfänder, Briefe u. dgl. von entfernten Lieben sind Aeolsharfenklänge der Erinnerung, die aus glücklicher Vergangenheit in die oft trübe Gegenwart leise und geisterhaft herübertönen.

Die Küsse der Andacht auf Heiligenbilder, Amulette, Krucifixe, Tempel- und Altarstufen, sind zwar etwas Ueberflüssiges, doch Unschädliches, da hingegen die Küsse auf eine seidne Schnur in der Türkei bei Allem überflüssig seyn, das Zuziehen des Halses unmittelbar nach sich ziehen. Küsse auf Gewänder sind Sklavenäusserungen, eines Freien durchaus unwürdig.

Pfänderspielküsse sind für die gern Küssenden eine süße Kaltschaale, ein Bienenfut-

ter, für Andre eine lästige Frohne; Pfänderspiele ohne Küsse sind aber wiederum etwas ganz Flaches, wenn die Gesellschaft nicht so hochgebildet ist, daß eine reingeistige Unterhaltung auch ihre Spiele belebt und würzt. —

Das schöne Geschlecht ist in der Regel geneigter zu küssen, als das männliche, und beurkundet dadurch seinen sanften Charakter, denn was sind Küsse anders, als ein Ueberwallen zärtlicher Gefühle? Das kleine Mädchen schon küßt seine Puppe hundertmal, ehe sein eben so kleiner Bruder das Steckenpferd oder seinen Hanswurst einmal küßt.

Manche Mädchen, auch unter der gebildeteren Klasse, sind allzufreigebig mit ihren Küssen; sie thun nicht wohl daran. Wenn eine Jungfrau einen Jüngling oder Mann küßt (zwischen selbst küssen und sich küssen lassen findet hier gar kein Unterschied statt), so ist dieß immer ein Zeichen besonderer Gunst, das, soll es als ein solches aufgenommen werden, nicht verschwendet werden darf, nicht weggeworfen an Jeden, sonst verliert es allen Werth, und die Geberin verliert mit.

Die süßen Küsse zärtlichen Umfangens
Sie klopfen an die Pforte des Verlangens,
Verlangen ist ein Riese, nimmersatt,
Weh! wenn die Pforte keinen Hüter hat!

Andre Mädchen halten ihre Küsse entsetzlich hoch im Preise, oft den unschuldigsten verweigernd. Daran ist nun einestheils Blödigkeit schuld, mehrentheils aber schnöde Koketterie. Aber aus diesen bilden sich die Seminarien alter Jungfern, die Zeter schreien über die gottlose Jugend, wenn ihr Lebensherbst gekommen. Ihnen wäre zuzurufen:

Bedenkt, Ihr Spröden, es kommt der Tag,
An welchem Euch Niemand mehr küssen mag.

Wie in vielen Dingen, so lieben auch bei'm Küssen manche Mädchen die Extreme.

Junge Mädchen können einander kaum über die Straße besuchen, ohne sich, auch wenn kein schwesterliches Band individueller Freundschaft Herzen an Herzen knüpft, liebkosend zu umarmen und zu küssen. Diese Küsse sind Rechenpfennige, mit denen die Kindlein spielen, und sie für das Gold des Gefühls geben. Und doch wollen wir lieber hübsche Mädchen einander küssen sehen; man wünscht sich doch etwas davon,

als abgelebte Personen, die oft ohne Freundschaft, ohne Liebe, ohne Zuneigung, aus purer Konvenienz und voll steifen Ceremoniells welke Lippen an welke Lippen drücken. Man möchte dabei immer an ungesalzne Wassersuppe denken.

Es giebt auch Personen, deren Küsse füglich als Vomitiv-Surrogate dienen könnten, wäre nicht zu fürchten, daß die Wirkung allzudrastisch ausfiele.

Auch ein Büchlein soll es geben über die Kunst zu küssen. Es ist also eine Kunst, das wußten wir noch nicht; zum Glück ist sie nicht schwer zu lernen, und dann, worüber gäbe es nicht ein Buch oder Büchlein? Wir schenken dem Autor seine Theorie des Kusses, wenn er eine solche aufgestellt hat, und halten uns zur goldnen Praxis.

Schließlich seyen allen Leserinnen und Lesern in jedem Lebensalter die süßesten Küsse von geliebter Lippe gewünscht, bis

„— — ein Kuß
„Nimmt das letzte Leben von der Lippe,
„Seine Fackel senkt der Genius.“ —

XI.

Die Blume und das Menschenleben.

— Zum Blühn sind früh die Rosen aufgestanden,
Um alt zu werden haben sie geblühet,
In *einer* Knospe Wieg' und Tod sie fanden.
Darin der Mensch sein eignes Loos ersiehet,
Geburt und Tod ist einen Tag vorhanden,
Zur Stunde wird's Jahrhundert, wie's entfliehet.

W. A. v. Schlegel nach Calderon.

Die Blume und das Menschenleben.

Der junge Frühling kommt geflogen
In seiner Schöne lichtem Glanz;
Der Himmel wird sein Ehrenbogen,
Ihm reicht die Flur den Siegerkranz;
Ihm rauschen festlich Wasserwogen,
Und hüpfen fort im leichten Tanz.
Die Sänger regen bunte Schwingen,
Und wollen All' vom Lenze singen,
Von seinem Lächeln angezogen,
Von seiner Huld durchdrungen ganz.

Eine freundliche Zauberin
Tritt dem Menschen auf seinen Wegen
Mit des Selbstbewußtseyns Beginn
Lockend und blumenbekränzt entgegen,
Lehret zuerst ihn Wünsche nennen,
Lehrt ihn Sehnsucht und Seufzer kennen.

Nach dem hellen Golde der Sterne,
Nach dem ewigen Vaterhaus,
Streckt auf Mutterarmen so gerne
Schon der Säugling die Händchen aus;
Blickt hinauf mit frohem Gesicht
Nach dem heitern und reinen Licht.

Hoffnung, Du lebst in der Kinderbrust,
Glühst im Busen des Mädchens heiß,
Füllst das Herz des Jünglings mit Lust,
Winkst am Grabe dem müden Greis.
Hoffnung, Du bist das A und das O;
Täuschest die Menschen, und machst sie froh.

Wehe dem Armen, den Du verlassen,
Anker in des Geschickes Wogen!
Welche Rettung soll der erfassen,
Den untreu der Pilote betrogen?
Dem der Leitstern untergegangen?
Nacht der Verzweiflung muß ihn umfangen!

Hoffnung, Du gleichst dem Lenzgefühle,
Das die Seele mit Lust durchschauert;
Ob berührt von der Leiden Kühle
Auch die Blume der Freude trauert.
Du, gleich fröhlichem Sonnenschein
Strahlst erwärmend ins Herz hinein.

Hoffnung, Dir schlägt entgegen das Herz
Gleich des Baches hüpfender Welle,
Deine Schwingen entführen den Schmerz,
Wo Du lächelst, ist Sonnenhelle.
Du des nahenden Lenzes Kind,
Hoffnung, wie fächelt Dein Odem lind!

Und wie sich regt das frohe Leben,
Da schwillt der Erde Mutterbrust,
Und öffnet sich mit Wonnebeben
Den Hochgefühlen süßer Lust;
Und tausend Pflanzenkeime streben
Hervor, die schlafen lang gemußt.
Es rief der Frühling den Erwachten,
Sie steigen aus den finstern Schachten,
Sie müssen sich zum Lichte heben,
In trunkner Sehnsucht, unbewußt.

Im Mutterschooße still geborgen
Ruht bis zum ersten Lebensmorgen,
Die Menschenpflanze wunderbar,
Bis daß sie selbst als Freudensonne,
Der Mutter Schmerz, der Mutter Wonne,
Zum Leben aufgegangen war.

Da grüßet sie das Licht mit Weinen,
Und Liebe segnet ihr Erscheinen,
Der Aelternliebe Weihekuß.
Die Mutter hält ihr Kind umfangen;
Es netzt des Säuglings zarte Wangen
Der Freudenzähren süßer Gruß.

Das Kind, geboren unter Schmerzen,
Ruht seligstill am Mutterherzen,
Ruht schwelgend an dem Lebensquell,

Und ob es noch bewußtlos scheine,
So kündet Seele schon das kleine
Lichtvolle Auge, rein und hell.

Und eingelullt vom leisen Sange,
Entschlummert es, und schlummert lange,
Doch treue Mutterliebe wacht;
Der kleinste Laut, die kleinste Regung
Setzt ihre Sorgfalt in Bewegung,
Gern opfert sie die Ruh der Nacht.

Und fröhlich sieht sie sein Entfalten,
Webt sich aus bunten Traumgestalten
Der fernen Zukunft schönes Bild.
Wer kann Dich, Mutterliebe, fassen?
Wie bist Du zärtlich, sanft, gelassen,
Erhaben, stark, und engelmild!

So regt ein lenzerwecktes Schwellen
Die Lebenspulse der Natur.
Es strömen fröhlich ihre Quellen
Durch die smaragdne Wiesenflur.
Die Sonne schwimmt in Aetherwellen,
Und badet sich im Licht-Azur.
Von ihrem Kuß im Süd und Norden
Sind Keime Knospen schon geworden,
Ihr Strahl durchbricht die düstern Zellen,
Zu Lieb' und Lust erweckend nur.

Um der Aeltern frohe Herzen winde
Lieb' und Freude nun ein neues Band,
Daß verjüngt sich jedes wiederfinde
In der keuschen Liebe zartem Pfand.
Daß der Eintracht Segen sie verbinde,
Daß sie sorgend wandeln, Hand in Hand,
Alle Treue dem geliebten Kinde,
Seiner Geistentfaltung zugewandt.

Aelternliebe heißt das Sonnenfeuer,
Das die Kinderseele wärmt und nährt,
Das dem Liebling, euerm Herzen theuer,
Gern und freudig jeden Wunsch gewährt.
Aber Weisheit sammelt in die Scheuer;
Lehret früh das Kind, wie man entbehrt,
Daß nicht einst des Undanks Ungeheuer
Trotzig euer'm Alter Krieg erklärt.

Aber laßt die Lust auf bunten Flügeln
Ungehindert euern Kleinen nahn.
Laßt sie jauchzen auf den grünen Hügeln,
Laßt sie tanzen auf dem Wiesenplan.
Strenge soll nur freche Willkühr zügeln,
Aber Banden legt dem Scherz nicht an.
Der Erzieher systematisch Klügeln
Hat schon Uebels nur zu viel gethan.

An das Leichte knüpfe sich das Schwere,
Spielend an in euerm Unterricht,

Weckt in ihnen das Gefühl der Ehre,
Mordet Schaam und Kindesunschuld nicht.
Liebe lohne, Liebe strafe, wehre,
Führe Fehlende zurück zur Pflicht,
Und die Herzen öffnen sich der Lehre,
Wie die Knospen sich dem Morgenlicht.

Die Knospe, die der Strahl umflossen,
Ahnt sie den Lenz, der um sie blüht?
Das Blumenauge, noch geschlossen,
Ist es in Sehnsucht schon erglüht?
Dringt neben ihr das Drängen, Sprossen,
Wie Wächterruf in ihr Gemüth,
Daß sie, vom Keich noch festgehalten,
So gern die Krone will entfalten,
So gern den süßen Duft ergossen,
Frei, wie des Springquells Garbe sprüht?

Selige, goldne Kinderzeit,
Reich an blühender Herrlichkeit!
Heiliger Osten voll Göttersagen,
Zaubergesang aus frühen Tagen,
Wo das Leben ein Garten war,
Voll von fröhlicher Engel Schaar.

O wie zaubert Erinnerung mild
Vor die Seele Dein Lustgefild,
Trägt sie noch einmal über die Brücke

Bunter Farben zum Jugendglücke,
Macht mit Kindern sie wieder jung,
Sey gesegnet, Erinnerung!

Stimmen der Ahnung von trüber Zeit
Liegen dem Kinderherzen weit;
Träume der Engel sind ihm beschieden,
Süßer Schlummer in Edens Frieden.
Sein Erwachen ist Engelgruß,
Sein Erwecker der Unschuld Kuß.

Aber die Rose des Morgens bleicht,
Aber das schönste Glück entweicht.
Kräfte, die rüstig nach Aussen streben,
Greifen nun ein ins Jugendleben.
Sehnsucht, warum so heiß Dein Drang?
Nacht der Täuschung, warum so lang?

Los von kindischen Spielen reißt
Sich der freie, strebende Geist;
Knabe blickt nach den fernen Zielen,
Will nicht länger mit Mädchen spielen,
Ueber die blauen Berge hin
Winkt ihm Sehnsucht, die Zauberin.

Was zur Kraft in dem Jüngling erblüht,
Sanftmuth wird es im zarten Gemüth.
Auch das Mädchen fliehet das wilde
Spiel der Knaben im Lustgefilde,

Geht im einfach reinen Gewand
Häuslich, still, der Mutter zur Hand.

Mädchen und Knabe, sie sind sich fern,
Waren doch sonst beisammen gern.
Beide verließen der Kindheit Wiegen,
Durch getrennte Bahnen zu fliegen;
Haben nur einen Wunsch gemein,
Wünschen sich Beide: groß zu seyn.

Es locken Nachtigallenlieder,
Ein wonnesüßer Sängerchor.
Es gaukeln Sylphen auf und nieder,
Libellen um des Weihers Rohr.
Der Freudenkönig zog ja wieder
Durch seines Reiches Blumenthor.
Die Knospe will die Banden sprengen,
Die noch die Strebende beengen,
Die Blätter regen sich, wie Glieder,
Und brechen endlich hold hervor.

Himmelssehnsucht, Ahnungstraum!
Tragt ihr nicht auf Feuerrossen,
Wenn das Menschenherz sich kaum
Zum Erblühen aufgeschlossen
Es zum rosigen Gebiet,
Wo das Trunkne schwebt in Wonnen,
Und der Freude goldne Sonnen
Auf= und niederwandeln sieht?

Wunderblume, Phantasie!
Zeigst die Frucht der Hesperiden,
Aber ach, Du reichst sie nie,
Bringst das Herz um seinen Frieden.
Der Gedanken Nachtigall
Lockst Du zu dem Reich der Sterne,
Und die Herzen folgen gerne
Deiner süßen Stimme Schall.

Morgenröthe, Sonnentag!
Deine Purpurstrahlen müssen
Ein Gefühl, das schlummernd lag,
Freudig zum Erwachen küssen.
Und in stiller Seligkeit
Klopft das Herz mit süßem Triebe,
Ist die Zeit der ersten Liebe
Nicht des Lebens Blüthenzeit?

Himmelsblüthe, Liebe, Du
Hast den Wunderkelch entfaltet!
Ach, wo bleibt des Herzens Ruh',
Wenn Dein mächt'ger Zauber waltet?
Gleich dem Kaktus still erwacht,
Jenem Kind der Sonnenzone,
Oeffnest Du die Strahlenkrone,
Hehre Königin der Nacht! —

Schuf nicht vielleicht des Vaters Walten
Auch einen Blumengenius,
Der unsichtbar die Huldgestalten
Zur Blüthe weckt mit leisem Kuß,
Daß sie die Farbenpracht entfalten,
Beseligt von des Engels Gruß?
Die Wonne, die den Lenz begleitet,
Die Sehnsucht, Ahnung, allverbreitet,
Verjüngung spendend selbst den Alten,
Was diese wohl bedeuten muß? —

Liebe, was bist Du?
Heiliger, himmlischer Genius,
Der auf Flügeln der Morgenröthe
Um den Thron des Allvaters kreist,
Und auf glänzenden Schwingen des Lichts
Niederschwebt, die Welt zu beglücken!

Liebe, Du bist der Gedanke Gottes,
Du bist Aether und Himmelsflamme,
Bist ein schwingenmächtiger Aar,
Der die Blitze der Leidenschaft
Schleudert in die Herzen der Menschen,
Der sich kräftig zur Sonne schwingt!

Liebe, Du bist die Sonne selbst,
Die mit freundlichem Segensstrahl
Licht ausströmet in ferne Welten,

Und die Blumen zur Blüthe küßt
Mit dem warmen Hauche des Lenzes.

Licht und Wärme,
Eros und Anteros,
Heilige, schaffende Kraft der Natur!

Liebe, Du bist ein ruhiges Meer,
Unerschöpflich und unergründlich!
Wie der Himmel im Meere,
Spiegelt sich Himmelsgefühl in Dir!
Sterne kosen mit Sternen,
Luna sendet Grüße der Schwester
In der Wellen Umarmung zu.

Liebe, Du bist ein tobendes Meer,
Wenn entzügelter Leidenschaft Sturm
Deine Wogen zum Himmel wirft.
Ueber die Blumenufer brauset
Rasch die Fluth, und verschlingt das Eden,
Das der Engel der Unschuld baute.

Liebe, strahlender Sonnengott,
Halte fest in der Hand die Zügel,
Daß der Leidenschaft
Muthige Flammenrosse
Kein unbärtiger Phaeton
Einer Welt zum Verderben lenke!

Liebe, Du bist der Frühling,
Liebe, Du bist die Poesie!
Beide leben in Liebe,
Beide leben und sind in Dir!
Horch! die Nachtigall flötet,
Flötet ein seliges Brautlied,
Liebe flötet die Nachtigall!

Liebe, Du bist das Leben,
Ob das Leben
Auch nicht immer die Liebe sey!

Liebe, Blüthe des Weltalls,
Liebe, Wiege seliger Geister,
Liebe, Mutter der Sympathie,
Urkraft aller thätigen Kräfte,
Band, das Seelen an Seelen,
Das Planeten an Sonnen,
Sonnen an Weltsysteme knüpft,
Ring der sichtbaren Schöpfung,
Wie der unsichtbaren Geisterwelt!

Liebe! Liebe!
Du bist Morgenröthe
Und Stern der Frühe,
Und Sonnenflamme,
Und Engel Gottes,
Liebe, das bist Du!

Und der Dich schuf,
Er sey gepriesen!
Er sey verherrlicht!
Von allen Geistern,
Von allen Welten,
Von Aeonen zu Aeonen!
Hallelujah!

Gesprengt sind nun die grünen Banden,
Die Blume hebt sich stolz und frei,
Zur Blüthenseligkeit erstanden,
Und Himmelsschönheit wohnt ihr bei.
Sie blickt umher nach den Verwandten,
Und ahnet kaum, wie schön sie sey?
Sie schwelgt am Licht, sie hebt die Krone,
Sucht, wo sie blühe, wo sie wohne,
Und Träume webt aus Himmelslanden
Vielleicht auch ihr die Phantasei.

Wie sich des Lebens Blüthen heben,
Mit unbewußter Wunderpracht,
Ist auch der Geist zu regem Streben
Zu kräft'gem Ringen aufgewacht.
Der Jüngling will ein Glück verdienen,
Das ihm im Feenglanz erschienen,
Das seine Seele trunken macht.

Die Jungfrau hat den Stern gefunden,
Nach dem sie fromm und gläubig schaut.

Noch ist sie nicht dem Stern verbunden,
Und manche Sehnsuchtzähre thaut.
Doch harrt sie sein mit treuem Herzen,
Einst leuchten Hymenäos Kerzen
Im Zug voran der schönen Braut.

Ein unermeßliches Gefilde
Ist vor dem Jüngling aufgethan.
Die Wahrheit mit dem Sonnenschilde
Geht mit der Weisheit ihm voran.
Sie schließt ihm auf die Tempelpforten,
Erklärt und lehrt mit heil'gen Worten,
Und freudig folgt er ihrer Bahn.

Die Jungfrau waltet still bescheiden
In ihres Seyns beschränktem Kreis;
Sie darf nicht seinen Flug beneiden,
Ihm wird genügen, was sie weiß.
Bleibt sie nur seinem Herzen theuer,
So wahret sie das Vesta-Feuer
Der keuschen Liebe, rein und heiß.

Den Jüngling trägt zu fernen Sphären
Des Geistes stolzes Flügelroß.
Ihn müssen Kunst und Wissen nähren,
Die Jungfrau, die sich zart erschloß,
Pflegt das Gefühl im Heiligthume
Des schönen Herzens, eine Blume,
Auf die der Morgen Perlen goß.

Die Blume sieht den Morgen prangen,
Sie sieht des Aethers lichtes Blau,
Die Sonne, strahlend aufgegangen,
Den Diamantenglanz im Thau,
Und Leben blüht auf ihren Wangen,
Die Lüfte fächeln lind und lau,
Und endlich legt auf die Gefilde
Der Abend mit gewohnter Milde,
Von einem Sternenkranz umfangen,
Den Schlummermantel silbergrau.

Freudengeberin Natur,
Fühlt die Frühlingsblüthe nur
Deine Seligkeiten?
Will nicht Lust und Wohlgefallen
Deinen Kindern allen, allen,
Deine Huld bereiten?

Große Mutter, die sich hold
Schmücket mit des Ostens Gold,
Mit des Aethers Bläue,
Wer kann Deine Macht ergründen?
Wer kann würdig Dich verkünden?
Deine Lieb' und Treue?

Ewig gut und ewig groß,
Oeffnest Du den Segensschoos,
Um mit vollen Händen

Freudenrosen Deiner Lenze,
Deine Wonnen, Deine Kränze
Mütterlich zu spenden.

Schlügen Menschenherzen wo
Nicht durch Deine Liebe froh?
Auch des Kummers Kinder
Trocknen die bethränten Wangen,
Von der Mutter Arm umfangen,
Wird ihr Schmerz gelinder.

Allem Schönen leitest Du
Segensreiche Mutter zu,
Die sich Dir vertrauen.
Rein're Freuden werden nimmer
In des Himmels Glanz und Schimmer
Gottes Engel schauen.

Denn wir schauen Gott in Dir,
Herrlich offenbart sich hier
Seine Vatermilde.
Schuf er nicht die Mutter Erde,
Daß auch sie sein Tempel werde,
Nach des Himmels Bilde?

Mutter, ewig jugendlich,
Holde Mutter, rühmet Dich
Nicht der Schmelz der Wiesen?

Nicht die Blüthenpracht der Bäume?
Nicht das Leben aller Räume?
Mutter, sey gepriesen! —

Tag mit seinem Sonnenglanz,
Nacht mit ihrem Sternenkranz,
Gleichen auch der Blume.
Er mit seiner Strahlenfülle,
Sie mit ihrer Schattenhülle
Blüh'n zu Gottes Ruhme. —

Und wie Phalänen trunken schwirren
Im Silberflor der Dämmerung,
Wie goldner Sternenlichter Flirren
Webt um die Blüthen zart und jung,
Wie Nachtigallen flötend girren
In süßer Liebeshuldigung,
Wacht Sehnsucht auf im Blumenschooße,
Duft ist ihr Bote, Duft Gekose,
Wie Feuerkäfer leuchtend irren
Auf zarter Flüglein leisem Schwung.

Zauberkräftig, mondscheinhelle,
Ist der Träume Wunderland,
Ihnen ist mit Flügelschnelle
Unser Denken zugewandt.
Und wir wandeln und wir schweben
In dem mährchenhaften Raum.

Schaum ist Traum, und Traum ist Leben,
Und das Leben ist ein Traum.

Bald wie Schmetterlinge trunken,
Von der Blüthen Nektarkuß,
Aengstlich flatternd hingesunken,
Ringet unser Genius;
Bis die Fackel neu erglühte
An der Morgenwolken Saum.
Schaum ist Traum, und Traum ist Blüthe,
Und das Leben ist ein Traum.

Bald im Sonnengolde spielen
Unsre Wünsche trautgesellt,
Und aus göttlichen Gefühlen
Bauen wir uns eine Welt.
Bis die Kräfte dann ermatten,
Und es welkt der Lebensbaum,
Schaum ist Traum, und Traum ist Schatten,
Und das Leben ist ein Traum.

Wölbt sich nicht ein ewigklarer
Lichter Aether um uns her?
Sterne funkeln wunderbarer,
Wir durchschiffen Luft und Meer.
Droht auch hier und dort Verirrung.
Achten wir's im Traume kaum.

Schaum ist Traum, und Traum Verwirrung,
Und das Leben ist ein Traum.

Was ist Träumen, was ist Wachen?
Weise, sagt mir solches an!
Wiegt sich in dem Lebensnachen
Nicht oft Wahrheit mit dem Wahn?
Sprudelt nicht ein geistig Streben
Aufwärts wie Champagnerschaum?
Schaum ist Traum, und Traum ist Leben,
Und das Leben ist ein Traum. —

Die Sonne küßt mit goldnem Strahle
Den Thränenperlenkranz der Nacht.
Die Blume war zum zweitenmale
Aus Blüthenträumen aufgewacht.
Die Schwesterblumen blühn im Thale,
Im gleichen Reiz, in gleicher Pracht.
Es schwebt ihr Gruß auf leichten Schwingen,
Von Düften, Bienen, Schmetterlingen;
Wie? Tauschen Blumen Ideale?
Beglückt sie, Freundschaft, Deine Macht?

Freundschaft, wie schimmert Dein Stern so rein,
Der uns fröhlichen Aufblick beut!
Freundschaft, köstlicher Edelstein,
Selig, selig, wer Dein sich freut!
Engel, den des Allvaters Hand
Zu den Menschen herabgesandt!

Herzen schlagen an Herzen treu,
Von dem himmlischen Strahl durchglüht.
Deine Blüthe weckt ewig neu
Reine Freuden uns im Gemüth.
Bist ein schattender Lebensbaum,
Freundschaft, Freundschaft, Du bist kein Traum.

Ob sie Deinen Namen entweihn,
Deinen Namen, so süß und hold!
Du bist ewig bewährt und rein,
Prüfstein für der Gefühle Gold;
Glas blitzt auch in der Sonne Licht,
Aber der Demant ist es nicht.

Schwesterseele der Engelwelt,
Die des ewigen Gottes Huld
Aus Erbarmen uns zugesellt,
Liebend trägst Du der Menschen-Schuld.
Bist in Nächten ein Leitstern hell,
Bist in Wüsten ein Trostes-Quell.

Freundschaft, Herold der Liebe Du,
Die getrennte Geschlechter eint!
Stille Blicke fliegen sich zu,
Eh' das schüchterne Wort erscheint.
Thut's Geständniß sich endlich kund, —
Deine Segnung heiligt den Bund!

Und die bräutliche Myrthe flicht
Freundschaft in das gelockte Haar,
Sie gehorcht einer süßen Pflicht,
Führt die Lieben zum Traualtar.
Freundschaft hält bis zum Tode bei,
Sagt, was höher denn Freundschaft sey? —

Urkräfte, die das All bewegen,
Beseelen auch die Pflanzenwelt,
Wo Blüthenstaub als goldner Regen,
Der Blume feuchte Narbe schwellt.
In liebender Vermählung legen
Die Fäden, wenn ihr Staub entfällt,
Sich auf die Narbe, wie zum Kusse,
Zum bräutlichseligen Genusse,
Die der Umarmung Zaubersegen
Im keuschen Schoos befruchtet hält.

Hymen, Hymenäos!
Schöner kräftiger Jüngling,
Salbe mit duftenden Narden
Deines Haares goldnes Gelock,
Trage die Fackel voran!

Holde Gracien, kommt!
Laßt die paphische Göttin,
Denn die Mutter der Schönheit,
Sie, der Liebe göttliche Mutter,

Hat des Schmuckes genug,
Gracien, schmücket die Braut!

In die zierlichen Flechten
Webt mit geschäftigen Rosenfingern
Der jungfräulichen Myrthe
Jugendliches, liebliches Grün!

Und der reichen Gewänder
Zarte Formen umwallende Pracht
Ordne der Erfahrenen Hand,
Daß vom Scheitel zur Sohle
Sie des Liebreizes Abbild sey!

Um die schneeigen Arme
Schmiege sich glänzender Spangen Gold,
Und die Schlange des Gürtels
Winde sich eng um den schönen Leib!

Hymen, Hymenäos!
Laß die Cymbeln erklingen,
Und der Flöten und Pfeifen
Fernhintönenden Silberlaut!
Zu den Liedern der Freude
Führe den festlichen Reigen an.

Tanz und Lieder und Spiel,
Und der fröhlichen Becher

Umgang füllen den Abend aus;
Und die Weiber entführen
Aus der Gespielinnen
Jugendlichem blühendem Kreis
Die sich sträubende Neuvermählte.

Und der selige Gatte
Trägt mit kräftigen Armen
Die geliebte, die süße Last,
In die bräutliche Kammer,
Wo die Mutter noch sorgend weilt.

Segnend scheidet die Mutter;
Feurig küßt der Jüngling die Braut.
Aber neben dem Torus
Hält die brennende Lampe
Sitzend im Nelumbiumkelch
Still und schweigend Harpokrates;
Und die Lampe verlöscht. —

In die Schleier der schweigenden Nacht
Hüllt die selige Liebe
Ihre süßen Mysterien. -

Die Blume blüht im Westgekose,
Blüht unter Sonnengluthen gleich,
Und ob sie Wetter wild umtose
Die holde Blume, zart und weich,

Sie blühet, eine Kummerlose,
Wird auch die Strahlenkrone bleich.
Sie sendet nach wie vor die Düfte
Gleich Freudenhymnen in die Lüfte,
Denn was sie trägt im zarten Schooße,
Macht die Beglückte froh und reich.

O glücklich, wenn am Hausaltare
Der Ehe süßer Frieden weilt;
Wenn still der Wandelgang der Jahre
Und ungetrübt vorübereilt.
Wer das ersehnte Ziel errungen,
Und dort nicht herbe Täuschung fand,
Er geht, von Engelarm umschlungen,
Froh durch der Erde Pilgerland.

Und führt die Zeit auf trüben Schwingen
Auch manchen Schicksalsturm herbei,
So kräftiget vereintes Ringen,
Und zeigt, wie stark die Liebe sey.
Gemeinsam trägt ein Leid sich leichter.
Oft hat der Gattin süßer Trost
Die Kummerwolken unerreichter
Verfehlter Wünsche weggekost.

Und schöner blüht die Freudenrose,
Wenn unter Küssen, lieberfüllt,
Der Gattin zärtliches Gekose,
Ein neues, nahes Glück enthüllt.

Wenn gütig des Geschickes Walten
In bangen, schweren Stunden war,
Und sich die Knospen hold entfalten,
Die sie mit Schmerzen ihm gebar.

Weh, wo der Zwietracht Eumenide
Den nachtgebornen Haß erzeugt,
Auf ewig wird von ihm der Friede
Von den Penaten fortgescheucht.
Die Herzen sind zum Eis erkaltet,
Von stillem Grimm und Argwohn voll.
Wo sanfte Liebe sonst gewaltet,
Da wohnen Hader nun und Groll.

Hinweg mit solchem trübem Bilde,
Und drüber hin den Trauerflor,
Und Heil dem Paar, das Lieb' und Milde
Zum Lebensleitstern sich erkor.
Sie wandeln, die beglückten Gatten,
Im Glück und Unglück fest vereint,
Und ruhen einst im Abendschatten,
Von frommer Liebe heiß beweint. —

Die Blume läßt die Blätter fallen,
Die lichte Farbengluth erblich.
Der Lenz mit seinen Nachtigallen,
Mit seiner Wunderpracht entwich;
Laß Blume, Lied und Lenz entwallen,
Laß Stürme tosen rauh um Dich!

Denn aus der Frucht, die Du getragen,
Erblüht in künft'gen Lenzestagen,
Geschmückt mit Deinen Reizen allen,
Dein Abbild wieder jugendlich.

Drei der unsterblichen Kinder,
Die sie muß unverschlungen lassen,
Schaukelt die Zeit in der Riesenwiege
Ihres unermeßlichen Schooßes:
Sonst, und Jetzt, und Einst. —

Zeit, Du fegende Windsbraut,
Zeit, Du nimmerversiegender Strom,
Sprich, wo hast Du Deine Jahrtausende,
Die Du gebracht,
Und hinweggeführt,
Auf den rastlos fluthenden Wogen?

Wo sind alle Geschlechter,
Die durch alle Jahrtausende
Diesen kleinen Planeten bevölkert
Zeit, wo ruhet ihr Staub?

Ueber den Trümmerbergen
Einer untergegangenen Vorwelt,
Steht der ernste Forscher,
Und betrachtet staunend
Jene Thierkolosse,
Mammuth und Megatherium,

Jene Palmen und Riesenfarrn,
Die nur in sparsamen Resten
Starre Verstein'rung ihm aufbewahrte.

Ueber den Hünengräbern
Einer vielleicht paradiesischen Vorwelt,
Wo der Mutter jugendliche Urkraft
In der Sonne feuriger Umarmung
Nur gigantische Formen zeugte —
Wandeln die Menschen;
Bauen Dörfer und Städte,
Säen und ärnten,
Hassen und lieben,
Messen die Himmel aus,
Schiffen durch Luft und Donnerwolken,
Wühlen sich unter Stromeswellen Wege,
Fliegen auf Segelschiffen
Fernen Welttheilen zu;
Handeln und tauschen,
Lehren und lernen,
Ueben göttliche Künste,
Fechten den Zwist ihrer Herrscher aus,
Und morden sich in rasender Verblendung.
Steigen hinab in die Schachten,
Kämpfen mit Geistern der Elemente,
Holen den gelben Mammon herauf;
Brüsten sich mit erborgtem Schmuck,
Dünken sich groß in ihrer Kleinheit,

Und verachten den minderbegabten Bruder,
Und verfolgen mit wilder Wuth
Andersdenkende.
Jammern um ein verlorenes Gut,
Klagen laut um untergegangene Hoffnungen,
Weinen um eine zerknickte Freudenblume,
Ein kindisches Geschlecht!
Und sie reissen an dem dunkeln Gewebe
Das die Pforten deckt der umnachteten Zukunft,
Und wollen forschen, was da kommen wird:
Beben bang vor dem Tode,
Und sorgen ängstlich,
Und wissen nicht
Ob die kommende Sekunde
Ihnen nicht Schmerz bringt
Und namenlosen Jammer;
Oder auslöscht ihre Namen
Aus dem Buche der Lebendigen.

Selig, selig,
Wen der Tod nicht schrecket!
Selig, selig,
Daß in die Nacht der Gedanken
Eine strahlende Fackel leuchtet,
Daß sie vorüber
An der Verzweiflung gähnendem Abgrund fliegen.

Du bist es, Glaube,
Mit der Hoffnung einer bessern Zukunft,

Du bist die Fackel,
Die die bekümmerten Herzen
Durch die Stürme der Zeit,
Durch die Wellenbrandung des Schicksals
Führet zum Ahnen,
Und vom Ahnen zur seligen Erkenntniß
Gottes, des allmächtigen Vaters.

Er gebietet der Zeit,
Und es beugen sich
Tod und Leben
Tief vor seinem strahlenden Stuhl.

Er wird belohnen,
Er wird vergelten,
Ein milder Richter.
Und wir, seine Kinder,
Ob wir auch fehlen,
Von der Sünde verlockt,
Wir werden leben
Ein höheres Leben
Unter seligen Geistern,
Auf schönern Sternen

Von Stufe zu Stufe
Wird der Geist entwickelt,
Gleich der Frühlingsblüthe.
Wir sind noch Knospen
In der Nacht des Kelchs,

Bis der Glorienglanz
Der Auferstehungssonne
Uns schön entfaltet.

Wir werden leben
In unsern Kindern,
Und Kindeskindern,
Die mit Blumen
Auf unseren Gräbern spielen,
In süßer Unschuld.

Wir werden leben
In unsern Thaten.
Vollbrachtes Gute rankt,
Eine köstliche Rebe,
In die späte Nachwelt,
Und Enkel segnen
Ihre labenden Früchte dankbar.

So verwehe denn, Zeitsturm,
Unsers Leibes Asche!
Hold verjüngt
Schwebt der Phönix
Ueber der kommenden Geschlechter
Grünendem Saatfeld! —

Das Menschen= wie das Blumenleben
Ist ew'gem Kreislauf unterthan;
Ja Myriaden Sonnen schweben
In Riesenkreisen ihre Bahn.
Weltblüthen sind sie, hoch erheben
Sie Gott im Sternenozean.
Uns schaukelt Zeit auf ihren Wellen;
Vernichtung und Verjüngung stellen
Sich kühn zum Kampfe, Welten beben,
Wir sinken hin, und beten an.

XII.

Cypressenkranz auf das Grab eines Freundes.

Einsam stehe ich an Deinem frühen Grabe, mein Freund, und meine Seele ist voll Kümmerniß. Der Dolch des Schmerzes wühlt in meinem Herzen. Du treues Gemüth, warum wurdest Du zum erstenmal treulos? Du bist von mir gegangen, und sagtest mir kein Lebewohl, Du reistest in ein fernes unbekanntes Land, und nahmst nicht Abschied von mir. Ich war fern, und Du eiltest so sehr, Du konntest nicht auf des Freundes Rückkehr warten. Ich war fern, und meine Gedanken waren oft bei Dir, und meine Augen sahen Dich blühend und fröhlich, wie ich Dich kannte, wie ich zuletzt Dich sah; sie erblickten den bleichen Engel nicht, der sich an Deine Schritte heftete, der Deinen Gang hemmte, der Dich endlich festhielt in unsichtbaren Netzen.

Ich bin wieder gekommen, und Du bist fortgegangen; ich gehe fort, aber Du kommst nicht wieder. Sie sagten mir, Du seyst entschlummert, o warum ist so tief Dein Bette?

Meine Seele hing an der Deinen mit unendlicher Liebe, da wurden unsre Seelen von einander gerissen, und die meine blutet. Der Seele Blut sind Thränen, die mir in den Augen brennen, in den Augen, die sonst Dein liebes Bild umfaßten, und es so gern festhielten. Aber das Bild ist leise aus den Augen entwichen, und hat sich in die stille Kammer der Erinnerung begraben; dort wird es in treuer Hut gehalten, bis mein Auge bricht, und meine Erinnerung vergeht, und die Seelen sich verklärt begegnen.

Ich stehe an Deinem frühen Grabe, mein theurer Freund, und lasse der Vergangenheit holde Gebilde an mir vorüberwallen. Sie sind gekleidet in den Flor der Wehmuth, sie sind schön auch noch in ihrer Trauer, und lächeln durch Thränen. Und die erste dieser Gestalten ist Dein Glück.

Wie freundlich hatte es Dir die Gaben geboten, die das Leben schmücken und verschönen, wie herrliche Blumen flocht es in Deinen Kranz!

Deine Kindheit war heiter gewesen, wie ein Maitag, Deine Jünglingsjahre waren den Musen geweiht, Du konntest ohne Reue auf sie zurückblicken, und nun standest Du an der Pforte des Mannesalters, blühend wie ein Halbgott, noch in voller Jugendschöne, ein Bild der Gesundheit und Kraft. Dein Geist war hell, klar Deine Einsicht; Dein Herz voll Güte. Die Sorge war von Deiner Schwelle gebannt; sonnig lachte Dich das Leben an, seine Schatten verbarg es Dir. Wenn Dich ein Kummer drückte, so hieß er Theilnahme an fremdem Leid; wenn Du eine Thräne weintest, so hatte sie das Mitgefühl Dir entlockt. Ja, Du warst ein Glücklicher. Doch damit auch an Dir der Ausspruch jenes griechischen Weisen sich bestätige: „Niemand ist vor dem Tode ganz glücklich," so fehlte Dir nur, daß Liebe Dich beselige. Du nanntest kein Weib das Deine, und die Liebe einer Jungfrau war nicht das Ziel Deiner Wünsche. Warum das so war, bleibt billig in Dunkel gehüllt; viele Blumen schließen sich, wenn die Sonne, in deren Strahl sie blühten und dufteten, untergegangen, und es ist eine Sage, daß es Herzen giebt, die solchen Blumen vergleichbar. Aber Dein Herz

war darum nicht liebeleer, nicht arm an Liebe; was es dem einen Geschlecht entzog, wandte es der ganzen Menschheit zu. Du liebtest Deine Geschwister, die Dich tief betrauern, Du liebtest Deine Freunde, die Dich nie vergessen, Du liebtest die Natur, Du liebtest alles Schöne, Wahre und Gute, so warst Du auch an Liebe reich, auch in Liebe glücklich!

Und eine zweite Gestalt geht an mir vorüber — es ist Deine Tugend.

Du bist ein guter Mensch gewesen, mein Volkhart, das ist noch mehr, als ein Glücklicher. Du warst ein zärtlicher Bruder, ein liebevoller Freund, ein treuer Nachbar, ein redlicher Bürger. Du vergaßest nicht wohlzuthun und mitzutheilen, diese Opfer, die Gott lieb hat. Gott muß Dich wohl selbst sehr lieb gehabt haben, darum rief er Dich so früh in seinen Himmel.

Dein Herz war rein und keusch, wie Dein Wandel; kein Mackel haftete an Deinem Rufe; Deine Augen gingen nicht lüstern irre nach verhüllten Reizen, Deine Scherze machten die Unschuld nicht erröthen. Deine Mitbürger achteten Dich hoch, Deine Freunde schätzten Dich alle, ja selbst wer Dir diente, ehrte in Dir einen milden

Herrn. Du warst kein Verächter der Religion, so wenig wie ein Frömmler. Du dientest Deinem Gott im Geist und in der Wahrheit, und bliebst ihm dankbar für seine Segnungen. Dein Gemüth war wahrhaft kindlich, offen, ohne Arglist, ohne Hinterlist. Wie Du warst so gabst Du Dich Deinen Freunden, und ich wüßte keinen, der Dich nicht gern so genommen, der Dich jetzt nicht schmerzlich vermißt hätte.

Du warst gütig und freigebig. Dein Freund durfte einen stillen Wunsch laut werden lassen, so suchtest Du ihn zu erfüllen; nicht leicht bat fehl, wer Dich bat, und Andern Freude zu machen, war Deine reinste Freude.

Ja, Du warst ein guter Mensch, mein Volkhart, und viel herrliche Eigenschaften des Gemüths wurden mit Dir zu Grabe getragen.

Siehe, da naht mir eine dritte Gestalt mit süß wehmuthvollem Blick, umgeben von blühenden Genien. Die Genien tragen Rosenkränze in ihrem Haar, aber die Rosen sind bleich und welk geworden, und Alle pflücken die blassen Blüthen aus ihren Kränzen, und streuen sie auf Dein Grab, und die hohe stille Gestalt legt einen Kranz, von Mohnblumen, Cypressenzweigen und

Immortellen gewunden, dazu. Es ist die Erinnerung mit Deinen Freuden. Ach, alle zeigen mir Dein Bild, Dein liebes entschwundenes Selbst. Ich wandle mit Dir in Deinen Gärten. Da schwellen am Spalier Deine Trauben, und nicht mehr für Dich. Deine blumenvollen Rosenbäume, wo sich Knospe an Knospe drängte, sie stehen einsam; jeder Sommer wird sie mit neuen Blüthen schmücken, Du siehst sie nicht wieder, sie müssen blühen und welken, ohne daß Dein freundlicher Blick auf ihrer Schönheit verweile.

Deine Gewehre hängen ruhig. Du brauchst sie nicht mehr; ein düstrer Schütze lauerte auf den jugendlichen Waidmann, und zielte gut, Du sahst den Wald, der Dich so oft wie mit Freundesgrüßen umrauschte, nicht wieder.

Deine Diana trauert. Sie hört Deinen Ruf nicht mehr, ihre treuen Augen suchen Dich vergebens. Deine kleinen geflügelten Sänger singen Dir kein Lied mehr. Das bunte Gewimmel Deines Hofes grüßt Dich nicht mehr mit mannichfaltigem Geschrei.

Wie oft ergötzten wir uns vereint an Deinen Bildern. Du überblickst jetzt mit verklärtem Auge

die Bilder des Himmels. Deine Bücher, wie sehr erfreuten sie Dich! Jetzt liesest Du im Buche des ewigen Lebens.

Jener große König, den Du so hoch verehrtest, der Dein Ideal geworden, dessen Schriften Du so eifrig gesammelt, von dem Du jedes Bild mit so viel Freude empfingst, jenem Helden, jenem Weisen, jenem Dichter bist Du nun vielleicht begegnet, hast ihn freudig begrüßt in der Geisterheimath.

Welch ein heitrer Gesellschafter warst Du! Wie oft theilten wir den Becher der Freude, wie oft die gemeinsame Lust! Du warst fröhlich mit den Fröhlichen, und traurig mit den Traurigen. Deine Gedanken, Deine Gefühle, Deine Handlungen, alle trugen den Stempel ächter Humanität. Keine Freude hast Du gestört, keine Lust verdorben, wohl aber Vielen Freude gemacht, Vielen die Lust erhöht. Du hattest in die Jahre des Mannes eine heitre schuldlose Kindlichkeit gerettet, die es so sehr vermochte, Herzen zu fesseln. Wir haben auch gespielt zusammen, gespielt wie Kinder, doch lag ein hoher Sinn in unserm Spiel, das die Uneingeweihten nicht verstanden.

Das ist nun alles vorbei, jene schöne Zeit voll

Eintracht, voll Frohsinn, voll Heiterkeit, sie ist vorüber, und weinend treten die Gebilde der Vergangenheit zurück.

Einsam stehe ich an Deinem frühen Grabe, mein Volkhart, und denke immer und immer an Dich. Jenes Tages gedenke ich, wo ich zum letztenmal Dich sah, Dein lieber Gast; wo Du mir eine große, große Freude machtest mit einem alten Kronik-Manuskript, das ich mir längst im Stillen gewünscht. Als ich da, obwohl freuderfüllt, doch aufrichtig bedauerte, daß Du Dich selbst beraubtest, sprachst Du heiter: „Es ist in guten Händen, wenn ich über kurz oder lang dahinfahre, nutzt mir es doch nicht mehr.“ Schlug Dir schon damals der Ahnung dumpfe Todtenglocke? — Wohl begann Deine Gesundheit zu wanken, und mit Besorgniß blickten Deine Freunde auf Dich, aber ich verließ Dich doch voll Hoffnung des Wiedersehens.

Und es wurde mir lange keine Kunde von Dir.

Siehe, da kam ein Brief von Freundeshand, der mir Dein Kranksein kündete, der sehr betrübend war, mir aber doch noch Hoffnung ließ. Ich hoffte ja so gern für Dich!

Und ein zweiter Brief kam — — Du hattest schon vollendet.

Ich will nicht sagen, was ich empfand. Seinen Schmerz soll keiner zur Schau tragen.

Und ich bin in Deine Heimath gegangen, und ein Freund hat mich zu der Stätte geführt, wo Deine Hülle ruht. An Deinem Grabe stehe ich und weine, und die Worte versagen mir.

Meine Liebe fliegt Dir nach in das Geisterland! Ihr bist Du nicht gestorben; meine Augen haben Dich nicht gesehen im Todeskampf, noch sahen sie Dich, von Schmerz der Krankheit erschüttert; vor mir steht kein bleiches Bild des Todes, ich sehe Dich lebend, frisch, kräftig, jugendlich=blühend. So halte ich Dein Bild fest in meiner Seele, und die Grüße meiner Liebe, die Seufzer meiner Wehmuth, die Thränen meines Schmerzes sende ich Dir in die Gefilde der Unsterblichkeit nach!

Auf dem Siechbette hast Du meiner noch gedacht, Dein Geist war bei mir in den Träumen krankhafter Phantasie; wie mich das freute! So hat auch Deine Seele liebend an der meinen gehangen!

Ruhe sanft, Du Hülle meines Freundes, werde Staub, wie wir einst Alle!

Lächelt nicht, Ihr, die Ihr dieses leset, und meinen Freund nicht kanntet, o lächelt nicht über meine weinende Liebe. Auch in Euch wird das heilige Gefühl der Freundschaft lebendig seyn, auch Ihr habt vielleicht schon den Schmerz der herbsten Trennung empfunden. Ist es so, dann werdet Ihr mich verstehen; ist es nicht so, dann — nun, dann lächelt immerhin, und legt das Buch bei Seite.

Freundschaft ist eine Paradiesesblüthe. Als das erste Aelternpaar aus Eden fliehen mußte, rankte sie ihm sehnsüchtig nach, und wollte in Eden nicht allein seyn. Sie rankte fort, und schlug ihre Wurzeln in die Herzen der Menschenkinder.

Freundschaft ist die Perle in der Muschel des Menschenherzens; wie der Glühwurm sanften Schimmer streut in das Dunkel der Nacht, so strahlet Freundschaft die sanfte Helle des Trostes in die Nacht der Schmerzen.

Freundschaft ist ein holdes, lächelndes Kind. Mit Wünschen spielt sie, wie mit Blumen, von Hoffnungen flicht sie ihren Lieben Kränze. Freund=

schaft ist eine Jungfrau, in deren Busen die Blüthe der Ahnung eines höheren Gefühls sich erschließt, Freundschaft deutet nach oben, Freundschaft erhebt zu dem Vater.

Freundschaft ist ein Stern im Dunkel der Betrübniß, ein Stab in der Hand des Erdenpilgers, eine Leuchte dem Verirrten, ein Ariadnenfaden im Labyrinth des Lebens, ein Hafen der Ruhe, eine Hütte der Zufriedenheit.

Ein Kranz der Freude ist Freundschaft, ein Auge voll Liebe und Zärtlichkeit; sie sey fromm, wie ein Kind, dem die Mutter von Gott erzählt; sie sey schuldlos wie ein Kind, das seinen Gespielen küßt. Sie sey wahr, wie das Wort der ewigen Liebe, und treu, wie ein Vaterherz gegen seine Kinder; sie sey so klar und rein, wie der Glanz der Dioskuren; sie sey fest, wie der Demant!

Mild aber auch sey Freundschaft, gleich einer guten Mutter, und sanft, wie das Wehen des Frühlings. Ihr Angesicht sey freundlich, wie der Mond; aus einem Auge lächle Liebe, aus dem andern Vergebung. Ihre Krone sey Edelmuth, um ihre Stirne blühe der Kranz der Tugend. Ihr Busen sey vom Mitgefühl erfüllt,

ihres Herzens reger Pulsschlag sey Treue. Muth und Kraft machen ihre Arme stark, ihren Händen entquelle Segnung und Wohlthat. Verschwiegenheit gürte ihr Gewand, ihr Scepter sey Vertrauen, Beständigkeit ihr Thron.

Ueber den Gräbern singt ihren süßwehmüthigen Klang die Aeolsharfe der Freundschaft, durch Trauerweiden und Cypressen säuselt ihr klagendes Lied. Auch über Deinem Grabe, mein Volkhart, rauscht es melancholisch hin.

Die Blätter der jungen Eiche, die da gepflanzt steht, wehen leise, als durchschaure sie Geistergruß. So schlafe denn wohl! Wir sehen uns wieder!

Einen Kranz, für Dich gewunden,
Leg' ich nieder auf Dein Grab,
Freund, dem ich so traut verbunden,
Der mir treue Liebe gab!
Mit der Kraft, die schaffend strebt,
Will ich zärtlich Dich umschlingen,
Und so lang m e i n Name lebt,
Soll der D e i n e nicht verklingen.

Inhalt.

		Seite
	Meinen Freunden	5
I.	Die Elemente	9
II.	Aphorismen und Betrachtungen über ein Dutzend kleine Wörtlein	34
III.	Der Traum der Nachtigall	62
IV.	Die Thränen	76
V.	Von einigen alten deutschen Sprüchwörtern . .	84
VI.	Die Engel des Lebens.	103
VII.	Philosophie und Poesie	111
VIII.	Naturstimmen	120
IX.	Der Spaziergang	130
X.	Die Küsse	150
XI.	Die Blume und das Menschenleben	159
XII.	Cypressenkranz auf das Grab eines Freundes . .	192

In unserm Verlag erschien von demselben Verfasser:

Erzählungen

und

Phantasiestücke

von

Ludwig Bechstein.

Vier Bände.

8. brochirt 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Inhalt des ersten Bandes.

Die Opfer des Wahns, eine Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der Maskenball, ein Phantasiestück. Des Schicksals Walten, eine Erzählung. Die arme Seele, ein Klostermährchen.

Inhalt des zweiten Bandes.

Manoel, eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Der Pedell, ein Nachtstück in zwei Hälften. Die Vision, ein Phantasiestück.

Inhalt des dritten Bandes.

Zettelträgers selige Nächte, ein Nachtstück aus den Papieren eines Freundes. Die beiden Rosen, eine Erzählung aus der Zeit des spanischen Feldzugs. Die Singstube, Phantasiestück.

Inhalt des vierten Bandes.

Die Babenberger, historische Skizze aus dem ersten Jahrzehend des zehnten Jahrhunderts. Der Mönch, ein Nachtstück. Der Naturforscher, ein Phantasiestück.

A. BOSE
Buchbinde
MÜNCH

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Arabesken

Stuttgart 1832

P.o.germ. 79 udh
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105118-2